

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Hefen bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Angesprochen am 22. Juni 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N<sup>o</sup> 38.

## Un capriccio.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./IV. 70.

Novelle aus der italienischen Gesellschaft von M. Lion.

Wohl sagt man in Bezug auf die Menschennatur, daß sie sich ihren Hauptzügen nach in kleinen wie in größeren Orten, im Norden wie im Süden gleicherweise ausprägt: „Der Mond spiegelt sich sowohl im unbedeutenden Bach wie im weiten Ocean, die Leidenschaften und Bedürfnisse der Menschen sind schließlich dort wie hier dieselben.“

Ah, wer das sagt, ließ nie seinen Blick auf Palmen und Cypressen, auf den Klippen des Mittelmeers oder den Kanälen der Lagunenstadt ruhen, während „Signora Luna“ ihr klarstes Licht darüber ausgoß und einen Märchenglorienschein wob um Erdenhöhen und Wanderglück.

Berschieden wie die deutsche Mondscheinacht von jener lichten Klarheit, so verschieden auch deutsche Neigungen und deutsches Wesen von italienischen Ansichten, von italienischer Form und Weise.

Wer das ergründen will, wen es lockt, sie kennen zu lernen jene Naturen, „gerüst auf einer anderen Flur, in einem andern Sonnenlichte“, der folge mir auf jene Marmorterrasse in einer der Vorstädte Genuas, die lebendig in diesem Moment vor meinem geistigen Auge steht, und höre, was ich einst von liebem Munde dort vernahm.

„Einst“ sage ich, und doch ist kaum ein Jahr seit jener frühen Abendstunde verfloßen, da die schöne und sympathische Frau neben mir aus dem Ehsaal auf den Balkon hinaustrat, sich auf die Galerie stützte und den Blick ihrer ausdrucksvollen braunen Augen über die weiten Gärten schweifen ließ. So prachtvoll die Landschaft sich vor uns ausbreitete, ich fand anderes zu bewundern in meiner nächsten Nähe. Wie träumerisch sanft schaute das liebliche Gesicht in diesem Augenblick! Von den blonden Haaren — einer seltenen Schönheit in jenen Landen — hatten sich einige Locken über die weiße Stirn verirrt; das kräftig gezeichnete Profil hob sich ernst und edel hervor, und am den kleinen Mund hatte sich ein weicher, nachdenklicher Zug gelegt. Ja, sie war sehr schön — noch immer sehr schön, konnte man sagen, denn es mochten wohl zehn oder elf Jahre dahingegangen sein, seit sie verheiratet war.

Wie sie jetzt in der gedämpften Abendbeleuchtung neben mir stand, fragte ich mich, ob sie wohl jemals schöner gewesen sein könne als eben jetzt, und ich war versucht, mir mit „nein“ zu antworten.

Da glitt es wie ein Sonnenstrahl über die eben noch so ernsten Züge; die Regimentsmuskel erklang auf der nahen Wallpromenade, das Militär kehrte von den Exerzierplätzen zur Stadt zurück; das ganze holde Gesicht der Signora strahlte helle Freude wieder.

Ja, sie war einst noch schöner gewesen; jetzt wußte ich es. Unvergleichlich lieblich mußte sie gewesen sein, als ihr Mund noch oft so lachte, als ihre Augen noch oft in dieser Fröhlichkeit strahlten; als sie jenes heiter-übermüthige Mädchen war, von dem noch jetzt die Freunde ihrer Jugend mit Begeisterung sprachen.

„Wie kommt es, Signora, daß gerade heute diese Musik solchen Eindruck auf Sie hervorbringt?“

„Da!“ Ich hielt eine rothe Nelke in der Hand. Die Blume hatte sich bei der lebhaften Bewegung des Hauptes aus dem weichen Blondhaar der Dame gelöst und wollte zu Boden fallen. Es war mir gelungen, sie aufzufangen.

Die schöne Signora sah lächelnd mich und dann die Blume an:

„Vielleicht würden Sie nicht gefragt haben, hätten Sie meine Antwort geahnt,“ erwiderte sie mit einem eigenthümlichen Ausdruck in Stimme und Blick, den ich mir erst später zu erklären wußte. „Mein Geist hatte gerade ein wenig im Buche der Erinnerung zurückgeschlagen und überlas einige Blätter, die von Thränen besetzt und von Ungeßüm fast zerrissen sind... Da Klang, wie die lebendigste Illustration zu jener Schrift, die Militärmusik zu uns herüber, und ich sehe das Regiment vorüberziehen wie zu jener Zeit... wie zu jener Zeit, und doch — wie hat alles gewechselt! Und es ist gut so!“ fügte sie mit eigenthümlich tiefem Tonfall sanft und ruhig nach einigen Sekunden hinzu.

„Ich weiß nicht, Signora, was größer wäre, Ihre Frau-

samkeit, wenn Sie mir jetzt verschweigen wollten, was Ihre Güte halb verrieth, oder meine Indiskretion, wenn ich um Ihre weitere Mittheilung bäte."

"Sie haben Recht, Signore; keine Macht der Welt zwar hätte mir heute vor zwölf Jahren entlockt, was Sie so eben erfragen, aber — Gras und Blumen sind darüber gewachsen; mein Wort verhallt im Abendwind, und Sie, der allein es auffängt und vielleicht im Geiste bewahrt, Sie lehren binnen wenig Tagen in jenes Land zurück, das eine andere Sprache spricht und für uns „die Fremde“ ist. Auch schuldet Ihnen das Schicksal eine Gunst — Sie haben meine Nette in der Hand. So hören Sie denn:

Ich habe, wie Ihnen bekannt, meine Jugendzeit in Alessandria verlebt, wo meine Mutter einen Palazzo\*) zu eigen hat, an dessen alte Räume und Treppenhallen sich fast alle Erinnerungen meiner Kindheit knüpfen. Nur für drei Jahre sandte man mich in ein College nach Milano (Mailand), und als ich von dort zurückkehrte, war das Kind zum erwachsenen Mädchen gereift. Ich glaube fast, daß diese Thatsache niemanden so überraschte als mich selber. In unserem College war mit Spiegeln kein Luxus getrieben worden, und wenn ich mich beim Ordnen meines langen Haares in dem verrätherischen Glas beschaute, so hatte ich wenig Zeit, dem blinden kleinen Dinge allerhand überflüssige Fragen vorzulegen; die kurzen, uns für die Toilette zugewiesenen Minuten hielten mich stets in Sorge, in möglichst knapper Frist die Ueberlast meiner blonden Wähne in vorchriftsmäßige Flechten zu zwingen. Wie groß war nun mein Erstaunen, als die hohen venetianischen Spiegel im heimathlichen Salon mir ein erwachsenes schlantes Mädchen zurückstrahlten und die Kammerjungfer meiner Mutter nicht genug Rühmens machen konnte von der Veränderung, die während meiner langen Abwesenheit mit mir vorgegangen!

Aber nicht nur Kammerjungfern und Spiegelgläser ließen mein armes kleines Herz in Eitelkeit schwellen. Es ist in meinem Vaterlande, wie Sie bemerkt haben werden, ständiger Gebrauch des Volkes, wenn eine Dame vorübergeht, in lauten Worte Urtheil und Bewunderung abzugeben, und so wie ich ausging, schlugen Rufe an mein Ohr wie: Welch schönes Fräulein! Bellissima! Die schönste Dame von Alessandria! u. dgl. Natürlich sprachen die Augen derjenigen, die solche laute Aeußerungen nicht nach ihrem Geschmack fanden, oft noch deutlicher als die schmeichelndste Rede, und ich hörte und merkte mit einer Schnelligkeit, die meiner Fassungsgabe alle Ehre machte.

Ganz unabhängig von der angenehmen Thatsache fand ich es auch äußerst bequem, Bewunderung zu ernten, nur weil man eben gut aussah; wie anders als im College, wo, wie es schien, niemand meine körperlichen Vorzüge bemerkt hatte, die Fehler im Exerzitium aber stets genaueste Censur passirten.

Unter den Herren, die in unserm Hause Zutritt hatten, befand sich auch ein Capitano; ein Mann von einigen dreißig Jahren, der sich zwar nicht durch auffallende Schönheit auszeichnete, aber immerhin als ein sehr stattlicher Offizier gelten durfte. Er hatte ein ernstes, ruhiges Wesen, konnte jedoch von wirklich gewinnender Liebenswürdigkeit sein, und — Wunder über Wunder — selbst die alternde Kammerjungfer meiner Mutter (was etwa so viel bedeutete als die konzentrierte Fama der Stadt Alessandria), selbst sie konnte dem Signor Capitano kein Liebesabenteuer, ja nicht einmal einen leichtsinnigen Streich nachsagen.

Sein Soldat hatte, wie Giovanna mir berichtete, unserm alten Carlo erzählt, der Capitano hielte auf Ordnung und Nettigkeit in seinem Zimmer wie eine junge Französin, und auf seinem Schreibtisch — er sollte in der That einen wirklichen und wahrhaftigen Schreibtisch besitzen — lagen allezeit Bücher und Karten die Masse, in denen er häufig und lange studirte.

Was mich betraf, so hörte ich dies alles mit ungläubigem Staunen, ja vielleicht mit etwas verächtlichem Lächeln an. Wußte ich ja nur zu gut, daß das Herz des Signor Capitano

\*) Größeres italienisches Wohnhaus.

nicht von Stein war; gehörte er doch zu meinen eifrigsten Verehrern, und so verschieden seine Weise, mir seine Huldigungen darzubringen, von der der übrigen Herren auch sein mochte, ich schwor mit unumstößlicher Gewißheit darauf, daß meine hübsche kleine Person das ganze Herz unter der blau-silbernen Uniform einnahm, und daß die für gewöhnlich so ernsthaften dunklen Augen glücklich strahlten, sobald ich in den Salon trat.

Ja, ich wußte, daß mich der Capitano liebte „wie das Licht seiner Augen“; ich wußte, daß er kaum etwas anderes dachte, plante und träumte als mich und eine Zukunft mit mir, und doch fragte ich mich kaum einmal ernstlich, ob ich seine Neigung erwidere.

„Ein Offizier, der Karten und Bücher studirt, niemals Fensterpromenaden macht und keine Liebesabenteuer und Triumphe zu verzeichnen hat! Ein Offizier endlich, der der Geliebten seines Herzens, dem hübschesten Mädchen von Alessandria, kein einziges Schmeichelwort zu sagen weiß!“

Allerdings, es war Thatsache; der Capitano hatte sich noch nie zu einem Ausdruck der Bewunderung in Bezug auf meine Schönheit verfliegen; und war auch jeder Blick der warmherzigen braunen Augen ein Gesändniß seiner Zuneigung, lag in dem Ton seiner Stimme, wenn er sich erzählend und plaudernd mir widmete, auch etwas so Weiches, eine solche Innigkeit, daß ich über den Zustand meines Herzens mir gegenüber nicht im Zweifel sein konnte — ich wollte nun einmal einen Anbeter, der mich bewunderte und mir dies möglichst oft und enthusiastisch sagte. So sonderbar es sein mag, mein Verhalten zu dem Capitano sahte sich in die wenigen Worte zusammen: „ich sberzte über ihn“; und was noch wunderbarer: Er ließ es sich gefallen.

Einstmals war ich wenige Tage leidend gewesen. Bei einem Ball, den ich mit der Mutter besucht, hatte ich mich erkältet und eine leichte Halsentzündung davon getragen. Der Arzt verordnete ein Tränken und schidte mich zu Bett. Um die Wahrheit zu gestehen, ich war nicht gerade böse darüber. Der Schmerz im Halse hinderte mich am Plaudern, ich bedurfte noch der für mich zu ansprengenden Ballnacht der Ruhe — kurz, ich ließ mir von der Mama amüsante Lektüre geben und las den langen, wenn ich nicht irre, fünfbändigen Roman Seite für Seite durch. Als ich bis ans Ende gekommen und das Liebespaar sich glücklich über allerlei Fährlichkeiten hinweg in die Arme gesunken war, bemerkte ich zu meinem Vergnügen, daß Ruhe, Wärme und Schweigen ihre Schuldigkeit gethan und mich kurirt hatten. Ich ließ meine Mutter zu mir bitten, ersuchte sie um die Erlaubniß aufstehen zu dürfen und trällerte ihr, zur Unterstützung meiner Bitte, so kräftig und klar die Barcarola vor, daß sie aus Angst, ich könne mir schaden, in alles willigte und nur große Vorsicht empfahl.

Ich erhob mich, ließ mich ankleiden und begab mich in den vorderen Salon, wo ich meinen Platz vor der offenen Fensterthür einnahm, die eine Aussicht auf die Straße und gegenüber auf hübsche Anlagen in den Festungswerken gewährte.

Aber ich muß, ehe ich fortfahre zu erzählen, auf eine meiner kleinen Eigenheiten zurückkommen, die genugsam in diese Erzählung eingreift, um einer Erwähnung zu bedürfen.

So oft ich nämlich den Aberglauben bei meinen Landsleuten auch verspottete, hat sich bei mir selbst doch eine Idee festgesetzt, die man kaum mit einem nachsichtigeren Namen bezeichnen kann. Es ist dies meine Passion für rothe Nellen, die Ihnen und meinem übrigen Freundeskreise so wohl bekannt ist. Nicht nur, daß Form, Farbe und Duft derselben meine Sinne in wirklich wohlthunender Weise berühren; es ist mir fast immer auch das Zeichen eines glücklichen Tages oder einer frohen Stunde gewesen, wenn ich beim Hinaustrreten auf den Balkon rothe Nellen vorbeibringen sah oder mir diese Blume durch sonst einen Zufall in den Weg kam.

Während meiner kleinen Krankheit nun waren täglich freundliche Anfragen von verschiedenen unserer Freunde gekommen; unter andern auch von dem Capitano, und neben

seiner Erkundigung ging stets als Ausdruck seiner guten Wünsche, ein Strauß meiner Lieblingsblumen, her. Was aber war der Dank von mir übermüthigen Mädchen? Während meine Mutter die starkduftenden Blumen sorgsam aus dem Krankenzimmer entfernte, wußte ich regelmäßig die alte Giovanna dahinzubringen, dem Boten die furchterregendsten Nachrichten zu übermitteln.

„Mein Hals sei so entzündet und geschwollen, daß ich kein Wort sprechen, viel weniger etwas zu mir nehmen könne.“

„Der Arzt habe zehn Blutegel an den Hals gesetzt und erkläre die Sache für bedenklich.“

„Ich sei noch immer nicht außer Gefahr, leide entsetzlich, und gleiche bereits einem Schatten.“

Dies werden so etwa all meine Munkerbuletins gewesen sein; sie reichten genau bis zu jenem Tage, da ich, durch Beendigung meines Romans veranlaßt, in unser großes Wohnzimmer überfiedelte, frisch wie eine Aroje den Platz in einem kleinen Sessel am offenen Fenster einnahm und mit Behagen auf Straße und Landschaft hinausblifte.

Die milde balsamische Luft drang zu mir herein, und ich genoß mit wirksamen Wohlbehagen, in einer gönglichen Abwesenheit allen Schmerzes und aller Sorge diese glücklich-stille Stunde. Vielleicht die letzte dieser Art in meinem Leben.

Da klopfte es: „Avanti!“ Ein härtiges Gesicht erschien in der Thür; es war unser alter Kutscher Carlo.

Verlegen lächelnd blieb er am Eingang des Zimmers stehen und schaute bald auf mich, bald auf einen kolossalen Kesselfuß, den er in den Händen trug. Noch nie hatte ich eine solche Ueberlast von Knospen gesehen, wie an dieser Pflanze. Jetzt zwar hatte sich noch keine von ihnen erschlossen; aber hielten all jene Knospen, was sie versprochen, so mußte es eine Pracht geben! In voller Freude war ich aufgesprungen und stand neben dem Alten: „Wo hast Du den Kesselfuß her, Carlo?“

„Ich habe ihn selbst gezogen und wollte ihn in meiner Kammer behalten bis zur Blüte; als aber die Giovanna mir sagte, daß das Fräulein heute zum ersten Mal aufgestanden sei und noch nicht hinaus dürfe, dachte ich — glaubte ich...“ und der gute lunkliche Alte hielt mir den Blumenfuß entgegen.

Ich fühlte mich durch diesen kleinen Vorfall so angenehm berührt, vielleicht auch geschmeichelt, daß meine zuvor so wohlge-zufriedene Stimmung zu einer förmlich übermüthigen Laune geworden war. Ich stellte meinen Kesselfuß verständigweise bald hier, bald dorthin, um ihm das schönste und sonnigste Plätzchen im Zimmer zu geben, sang und tanzte vor Berg-nügen im Zimmer umher und ging endlich in meinem kind-ischen Wesen so weit, die größte Knospe des Kesselfußs öffnen zu wollen, um die Farbe zu erpähen.

In demselben Augenblick jedoch, als meine Hände frevel-haft die zarte grüne Hülle sprengen wollten, klang die Musik des heimkehrenden Regiments an mein Ohr. Ich eilte an das offene Balkonfenster, rückte mein Sesselfchen ein wenig ins Zimmer hinein und wollte von hier aus, wie schon so oft, durch die Stäbe des Balkongitters lugend, den Vorüberzug mit an-schauen. Das Militär war noch ziemlich entfernt, aber die klare Luft trug bereits aufs deutlichste die Melodie eines mun-tern Marsches zu mir herüber. Ich spähte nach dem Capitano, erkannte ihn aber erst nach geraumer Zeit, da er heute ein Pferd ritt, das ich noch nie gesehen; einen prachtvollen Braunen, dessen Führung ihm einige Schwierigkeit zu machen schien. Jetzt, etwa dreißig Schritt von unserm Hause, bogen die Soldaten und fast alle Offiziere in eine Nebenstraße ein, die zur nahen Kaserne führte; der Capitano aber nahm den Weg zu seiner Behausung; ob der Kürze halber, oder weil derselbe zufällig an unserer Wohnung vorüberführte, wage ich nicht zu be-stimmen.

Er schaute, während er langsam vorüberritt, forschend nach den rechten Fenstern der ersten Etage, hinter welchen die Wohnräume meiner Mutter und mein Schlafzimmer lagen.

Dann streiften seine schwermüthigen Augen langsam die ganze Façade.

Ich hatte mich bis zu diesem Augenblick verborgen ge-halten, als der Capitano aber gerade vor mir angekommen war, richtete ich mich ganz plötzlich auf und stand fröhlich lachend, ein Bild der Gesundheit, vor ihm auf dem Balkon.

Seine Sorge um mich mußte wohl viel größer gewesen sein, als ich leichtsinniges Mädchen es gehaut hatte; wenig-stens mußte ich dies annehmen, wenn ich von der Ueber-raschung, die sich jetzt bei ihm zeigte, darauf schließen durfte. Seine Blicke hingen mit so seltsamer Starrheit an meiner Ge-stalt, als glaube er das Spiel einer Sinnestäuschung zu sein; er riß, von der Aufregung überwältigt, mit unwillkürlichem Ruck sein Pferd zurück, und dieses hierdurch erschreckt und des sehr langsamen Schrittes wohl ohnehin überdrüssig, stand einen Augenblick kerzengerade und schleuderte dann den Reiter wüthig gegen die Einzäunung der gegenüberliegenden Anlagen; dann eilte es in weiten Sägen davon. Ich weiß noch jetzt nicht, wie es möglich war, daß ich in jenem Augenblick so gar nicht an die Gefahr für den Offizier dachte. Das Ganze erschien mir eher als eine kleine Blamage für den sonst so gewandten Reiter, als ein neuer Anhaltspunkt für meine Redereien viel-leicht — und ich lachte, lachte so hell, so laut und herzlich, daß es zweifelsohne von ihm gehört wurde.

Dann lief ich in meiner Mutter Zimmer, um sie von dem Geschehenen zu benachrichtigen. Sie mußte, gerade als ich mich vom Balkon entfernt hatte, an ihr Fenster getreten sein; ich fand sie in großer Aufregung. Sie rief Carlo einen Befehl in den Hof hinunter und eilte dann von neuem an das Fenster, von wo aus man den Armen noch immer schein-bar bewußtlos liegen sah.

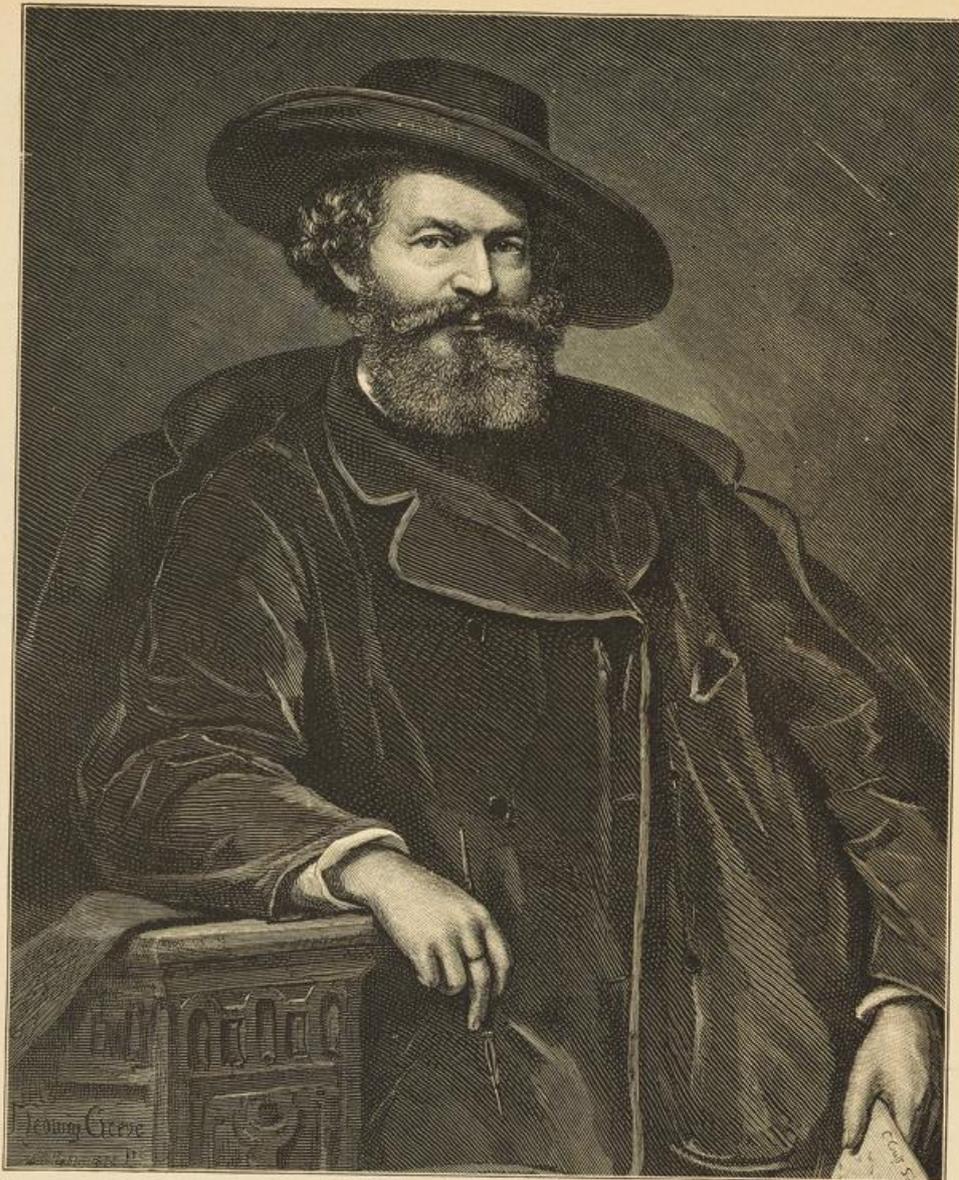
Ich war sehr ernst geworden und konnte, auch als der Capitano in unserm Wagen nach Hause gebracht worden war, nicht in meine sorglose Stimmung zurückkommen.

Die Nachrichten, welche wir am andern Morgens über sein Befinden erhielten, waren nicht eben bedenklicher Natur, aber doch auch durchaus nicht tröstlich. Der Arzt, ein Bekannter unseres Hauses, überbrachte meiner Mutter die besten Dank-sagungen des Kranken für die erwiesene Hilfe — ich wurde blutroth bei diesen Worten — und theilte ihr mit, daß die Wunde am Kopf den Patienten immerhin zwei bis drei Wochen an Bett und Zimmer fesseln würde. Ich schlich mich leise hin-aus — die Sache war mir unbequem.

An dem Nachmittag desselben Tages erhielt ich eine Ein-ladung von einer Pensionsfreundin, die mit ihren Eltern in Torino wohnte. Ich bat meine Mutter so lange und so dringend, bis sie die Reise gestattete, und nach zwei bis drei Tagen befand ich mich, den armen Capitano und alles Leid dieser Welt vergessend, auf dem Wege zur Hauptstadt. Meine Mutter hatte mir erlaubt, zwei volle Wochen in Turin zu verbleiben.

Ich gehe über diese Zeit kurz hinweg, da sie in keiner Weise auf meine Geschichte Einfluß hat; es war eben ein Mäd-chenbesuch wie tausend andere. Pensionserinnerungen, Freuden an der Gegenwart, die sich in Theaterbesuchen, Visitenmachen, Fahrten in die nächste Umgegend Luft machte, und schließlich ein thränenreicher Abschied, Briefgelöbniß und wieder jubelnde Wiedersehensfreude, als die Thürme Alessandrias in der Ferne aufstiegen. Des armen Kranken hatte ich zwar viel gedacht, aber — wie ich gestehen muß — in höchst egoistischer Art. Ich wußte sehr wohl, daß ich die Ursache seines Leidens war, und nicht nur dies, sondern daß mein herzloses Lachen bei jenem Unglücksfall ihn tief gekränkt haben mußte. Sei es nun aber, daß es meiner sorglosen Natur widerstrebe, mir Vor-würfe zu machen, sei es, daß die immer wiederkehrende Er-innerung an mein so unrichtiges Betragen während der letzten Woche in Alessandria mir nach und nach im wahren, für mich sehr wenig schmeichelhaften Licht erschien — genug, ich wollte nicht an ihn denken und wandte meine ganze Energie auf, um den unliebamen Gedanken zurückzuweisen.

(Fortsetzung folgt.)



Conrad Gustav Süss.

Gemalt von Hedwig Greve.

Unter den zahlreichen Bildern, welche das Dasein veröffentlicht hat, haben wohl wenige so allgemeine Freude und Anerkennung gefunden als die „Kükenbilder“ von Gustav Süss in Düsseldorf. Bald war es der „erste Gedanke“, bei dem das eben ausgeschlüpfte Thierchen seine Etschale betrachtet, bald die „Kükenpredigt“ oder „Die jungen Enten am Brunnen“, die zum ersten Male in unserem Blatte erschienen und dann als Farbendrucke in alle Welt wanderten, in Terracotta nachgebildet wurden und den Namen des Künstlers zu einem der populärsten machten. In seinem Fache, dem der genrehafsten Thiermalerei, steht denn auch Süss als einer der ersten da und erreicht oft mit geringen Mitteln bedeutende Erfolge. Fein und sinnig hat er seine Lieblinge, die jungen Hühner, beobachtet, und sein wohlbesetzter Hühnerstall sieht ihn täglich als aufmerksamen Beobachter, der die Natur bejauchet und sie dann rein und unverfälscht wiedergibt.

Der Mann, der die erwähnten Bilder schuf und dadurch beliebt wurde, hat eine schwere Laufbahn durchgemacht und das, was er ist durch redliches Kämpfen sich wohl verdient. Im Dörfchen Rumbach an

der Weser, im ehemaligen Kurhessen, stand sein Vaterhaus, dort wurde Konrad Gustav Süss seinem Vater, einem Weserzolleinnehmer, am 11. Juni 1823 geboren, dort wuchs der anfangs körperlich schwache, aber geistig sehr entwickelte Knabe inmitten einer schönen idyllischen Natur auf, die frühzeitig auf sein lebhaftes, der Naturbeschauung gewidmetes Gemüth einwirkende Ursache war die Ursache, daß die Kleinen stets auf dem Hofe eingeschlossen wurden, wo sich in der großen Anzahl gefiederter Bewohner ihnen willkommene Spielkameraden boten. Gustav Süss ist dort unter Hühnern und Gänzen aufgewachsen und vom Hügel des Gartens schaute er hinaus auf den Silberlauf der Weser, die üppigen Saaten und Wiesen, die waldigen Bergkuppen des Sämels und die Ruinen des Stammfisches der Schauenburger. Hier, in diesem Paradies von Hessen ward sein empfängliches Herz auch für Poesie und Romantik entflammt, und er sehnte sich hinaus aus dem engen Thale. Ausflüge nach dem alten Schlosse Haddenhausen, wo der Oheim Amtmann war und im Ritterthale die alten Wälder und Ramine ihn als



Besiegt! Nach dem Gemälde von Gustav Süss.

Beugen vergangener Zeiten ernst anschauten, belebten auch den Sinn für Romantik, und früh schon suchte Gustav die gewonnenen Eindrücke als Zeichnungen auf das Papier zu bringen.

In Kinteln, wo er die Schule besuchte, wurden die Bilder, die er zu Aesops Fabeln zeichnete, vom Lehrer bewundert und mit einer Prämie belohnt; ja eine Künstlerlaufbahn prophezeite ihm der würdige Präzeptor — allein der Vater entschied anders und brachte seinen Gustav nach Lemgo zu einem Buchhändler in die Lehre. Das Bücherpicken und Fettschreiben war aber nicht nach seinem Geschmack und jeder weiße Papierbogen wurde mit Zeichnungen bedeckt. Das gefiel dem Prinzipal nicht; er zersch die Zeichnungen und drohte mit Bestrafung, wenn die Alлотria fortgesetzt würden. Da nahm Süss die Nächte zu Hilfe, und als auch dies entdeckt wurde, mußte er versprechen, nicht wieder zu zeichnen. Als er dann aber später in Detmold, wohin er zur Führung eines Fiktalgeschäftes gesandt war, die ersten Originalgemälde alter Meister sah, da kam der angeborene Trieb zum mächtigen Durchbrüche und aufs neue wurde emsiger denn jemals gezeichnet.

In dieser Zeit ermutigte ihn ein Fremder, der zufällig seine Leistungen sah, doch ja sich ganz der Kunst zu widmen und alles daran zu setzen, an einer Malerschule ordentlichen Unterricht zu erhalten.

Das schlug durch, der so lange zurückgehaltene Trieb kam zur mächtigen Entfaltung, und ohne der Eltern Horn zu achten, entfloß Süss nach Kassel. Mit Mittellosigkeit kämpfend, aber voller Begeisterung für die Kunst, legte er bei den Professoren Abel und Juch den ersten ordentlichen Grund, und als dann der Oberbürgermeister Schomburg sich liebend seiner annahm, sein bedeutendes Talent erkannte und ihn förderte, da war die erste Stufe zu einer künftigen ehrenvollen Laufbahn erklimmen. Hindernd trat nur ein Augenübel dazwischen, und um dieses zu heben, begab Süss sich ein Jahr lang nach Gießen, wo er mit Männern wie Viebig bekannt wurde, die ihn zum Besuche ihrer Vorlesungen einluden. Eifrig besuchte er nun die Kollegia und hatte so Gelegenheit, die Lücken in seiner Bildung auszufüllen.

Vom Augenübel genesen, ging er nach Frankfurt a. M., wo er als Schüler des Städelschen Instituts aufgenommen, unter Jakob Beder,

Ph. Weit und Alfred Kethel, die sich liebevoll seiner annahmen, eine weitere Ausbildung genoh. Zuerst wurde dann sein Name bekannt durch das poetische, mit Federzeichnungen versehene Märchen „Hühnchen und Hühnchen“, das ihm viele Freunde erwarb.

Jetzt hatte er etwas geleistet, und nun trat der verstorbene Sohn, der sich bereits einen Namen gemacht, wieder ins elterliche Haus ein, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. Im Jahre 1850 begab er sich nach Düsseldorf, wo Schadow und Karl Sohn seine Lehrer in der Delmalerei wurden. Malte er anfangs Szenen aus dem Kinderleben mit Thieren ausgestattet, so veranlaßten ihn bald die sehr günstigen Erfolge, welche seiner originellen Auffassung des Thierlebens zu Theil wurden, im Laufe der Zeit die menschliche Gestalt in den Vordergrund treten zu lassen und vorzugsweise Thierbilder zu malen. Und auf diesem Gebiete steht unser Künstler, was die gebildete Welt betrifft, wohl einzig da. Alle Empfindungen seiner kleinen Lieblinge, deren Seele er genau studirte, weiß er unendlich fein wiederzugeben

und dabei wärzt seine lebendigen Darstellungen ein frischer ungejuchter Humor, der niemals seine Wirkung verfehlt. Wie prächtig ist das Dahnentampfbild, das wir heute bringen!

Ebenso wie die zahlreichen Gemälde erfreuten sich seine Jugendschriften und Illustrationen eines ungetheilten Beifalls, denn auch mit der Feder ist er gewandt. Dahin gehören das Biergedicht „Frochkünstler Coad“, „Hühnchen Kikeriki“, „Die Mähr von einer Nachtigal“ etc.

Ueberall aber im Gebiete der niederdeutschen Junge — die Süs vortrefflich kennt — wurden seine Bilder zum „Wettlopen des Dases und Ewingel auf der langen Haide bei Buxtehude“ mit besonderer Freude aufgenommen.

Das Porträt des Künstlers, das wir unseren Lesern heute mittheilen, ist von einer tüchtigen jungen Künstlerin, Fräulein Hedwig Greve gemalt, die unter Knaus und Vertling ausgebildet, im Fache der Bildnißmalerei Hervorragendes leistet.

## Aus den Erinnerungen eines Juristen.

Von Arnold Friedrich.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11. / VI. 70.

Es ist eine alte Klage, daß gerade die Juristen ihre Universitätszeit so schlecht als möglich benutzen. Man findet die Studenten der Jurisprudenz überall, nur nicht in den Hörsälen, und eine von Generation zu Generation sich fortwährende Ueberlieferung besagt, daß man, was im Examen gefordert werde, sich viel bequemer durch Kompendien aneignen könne, als durch den Besuch der Kollegien. Das ist trotz aller neuen Gesetze und aller im Laufe der Zeit ergangenen Verordnungen heute noch so wie es vor dreißig, fünfzig Jahren und vor einer noch längeren Zeit war. Ob aber diese Zustände wünschenswerth erscheinen, oder ob sie auch nur als befriedigend gelten können, wird sich am besten an dem Bildungsgange eines Juristen prüfen lassen. Um des angestrebten Zweckes willen steht der Verfasser nicht an, seine eigenen Erinnerungen der Beurteilung des Lesers zu unterbreiten, indem er zu gleicher Zeit versichert, daß er nicht etwa als Ausnahme von der Regel zu betrachten ist, sondern daß leider die Ausnahme dort zu suchen ist, wo die Regel herrschen sollte. Man wird bei meiner Erzählung un schwer die Punkte herausfinden, bei denen der Nebel anzusetzen ist, um befriedigendere Zustände herbeizuführen. Freilich beziehen sich meine Mittheilungen auf eine längst vergangene Zeit; im großen und ganzen sind sie aber auch heute noch maßgebend.

Ich wurde Jurist, ohne eine vorherrschende innere Neigung für diesen Beruf zu empfinden, und das war der erste und größte Fehler, den ich beging. Derselbe Fehler aber wurde stets und wird noch heute von Hunderten von jungen Leuten begangen. Studirt soll nun einmal werden! Das verlangt die Eitelkeit der Eltern und die eigene Sehnsucht nach der schönen ungebundenen Studentenzeit. Aber die Entscheidung für irgend ein Fach ist schwer, denn man hat keine ausgesprochene Neigung für einen künftigen Lebensberuf, und so wird man Jurist, denn es heißt ja allgemein: „dem Juristen steht die ganze Welt offen“. — Freilich heißt es allgemein so; aber dennoch ist dieser Gemeinplatz ebenso unwahr wie die Mehrzahl seiner Brüder. Nur derjenige Jurist, welcher hervorragend Tüchtiges in seinem Fache leistet, findet außerhalb seines eigentlichen Berufes, mitunter allerdings ebenso ehrenvolle als materiell glänzende Stellungen. Die große Mehrzahl bleibt im Justizdienst stecken und kommt niemals über die untersten Stufen desselben hinaus oder verkümmert im Kommunaldienste kleiner Städte.

Trotz mangelnder Neigung für den gewählten Beruf bezog ich die Universität mit den allerbesten Vorsätzen. Ich nahm mir fest vor, fleißig, sehr fleißig zu sein, lies mit der neu erkaufte schwarzen Ledermappe unter dem Arme — ich besitze sie heute noch — eifrig in das Kolleg und schrieb den Vortrag des Professors nieder so gut es eben gehen wollte und mit einem Eifer, daß mir die Finger schmerzten. Aber die Lehrobjekte waren entsetzlich trocken und fast unverständlich für den Anfänger. Ueberdies wurden sie mit einer unerträglich Breite und Langweiligkeit vorgetragen. Was die Herren Professoren auch sagen mögen, sie tragen einen sehr bedeutenden Theil der Schuld daran, daß sich die Hörsäle mit dem vorschreitenden

Semester immer mehr und mehr entleeren, und daß sie gegen das Ende hin vor fast leeren Bänken zu sprechen gezwungen sind. Die gebotene Kost ist so entsetzlich trocken, daß es einer glühenden Begeisterung für den erwähnten Beruf bedarf, um sie schmackhaft zu finden. Wer diese Begeisterung nicht empfindet, dem wird sie sehr bald zum Ueberdruß, und das ist in erster Linie Schuld der Professoren. Sie ergehen sich mit Vorliebe in weitläufigen gelehrten Untersuchungen, die ihren Zuhörern zum großen Theil unverständlich bleiben, und verbreiten sich mit großer Umständlichkeit über Gebiete von rein theoretischem und antiquarischem Werthe, welche man viel besser nur in ihren Umrissen andeuten und das nähere Eingehen auf dieselben dem Privatstudium überlassen würde.

Da ist es denn wahrlich kein Wunder, wenn auch der fleißige Student von der Langeweile gepackt wird. Die dumpfe Luft der Hörsäle und die endlosen Tüfteleien auf dem Katheder werden unerträglich, und draußen loden Sonnenschein, Wein und Blumenduft und vor allen Dingen das anstecende Beispiel der Kommilitonen. Auch ich unterlag der Lockung — ich fing an zu schwänzen. Ging ich nach tagelanger Unterbrechung wieder ins Kolleg, so hatte ich den ohnehin lockeren Faden verloren. Endlich blieb ich gänzlich fort; anfänglich mit recht bösem Gewissen. Bald aber schwamm ich lustig im breiten Strome des flotten Studententhums. Machten es doch alle so mit Ausnahme weniger, welche „nur zum Ochsen geboren waren“, und wurde mir doch von alten Juristen in Amt und Würden der Trost, daß auch sie es nicht anders gemacht hätten.

Ein Semester nach dem andern verstrich. Ich kam fast nur in die Universität, um die Kollegien zu „belegen“, d. h. um die Honorare zu bezahlen und um mir den Besuch der Vorlesungen, trotzdem ein solcher nicht stattgefunden hatte, scheinigen zu lassen. Mein „Testirbogen“ hat die Prädikate „sehr fleißig“ und „musterhaft fleißig“ aufzuweisen. Auch diese wesentlich falschen Bescheinigungen beweisen, daß an unseren Universitäten die Verhältnisse bei weitem nicht so sind, wie sie sein sollten.

Mit dem letzten Semester, welches mich nach Berlin führte, begann die Examennoth. Am Ende der Universitätszeit stehend, kannte ich kaum die äußersten Umrisse des Gebietes, welches jetzt in seinen Einzelheiten hätte mein geistiges Eigenthum sein müssen. Nun mußte der „Einpauker“ helfen. Der Einpauker ist der hilfreiche Engel, welcher für Geld und gute Worte das Amt versteht, dem zum „Rechtskandidaten“ herangereisten Studenten vermittels des Nürnberger Trichters in längstens drei Monaten beizubringen, was er sechs Semester hindurch zu lernen veräumte. Daß das Wissen des so eingepaukten Kandidaten am Schlusse des sogenannten Repetitors, selbst wenn er alle Kräfte an die Nachholung des Veräumten setzte, ein sehr lückenhaftes bleiben muß, bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung. Es beschränkt sich in der Regel auf die großen Umrisse des römischen Rechtes und auf die allgemeinsten Rechtsbegriffe. Trotzdem genügte dies lückenhafte Wissen, wie mein Einpauker zu meiner Beruhigung versicherte, vollkommen zum ersten Examen.

Ich machte dasselbe bei einem Appellationsgerichte, in dessen Bezirk ich in den praktischen Dienst einzutreten gedachte. Das erste Examen zerfiel damals in zwei Theile. Zunächst bekam man drei Aufgaben, darunter die Uebersetzung einer Stelle aus dem Corpus juris, welche schriftlich unter Klausur bearbeitet werden mußten. Die mir gestellten Themata sind mir nicht mehr gegenwärtig, aber schwierig können sie unmöglich gewesen sein, denn ich habe sie zur Zufriedenheit gelöst. Dann folgte am nächsten Tage das mündliche Examen. Dasselbe wurde von zwei Appellationsgerichtsräthen unter Vorsitz des Präsidenten abgenommen. Es war nicht viel mehr als ein sehr harmloses Frage- und Antwortspiel und beschränkte sich auf die geläufigsten Eintheilungen und Begriffe des römischen Rechtes. Zu diesem Examen hatte Jedermann Zutritt. Die einzigen Zuhörer aber waren ältere Referendare, welche — so wenigstens war es beim Appellationsgericht zu K. — dicht hinter den Examinanden saßen und denselben mit großer Harmlosigkeit die Antworten auf die gestellten Fragen zuflüsterten. Ich kenne einen Fall, in welchem der Examinator einem Einbläser zurief: „Aber Herr N. N., Sie müssen wenigstens richtig vortragen.“ — Auf allen Seiten herrschte der beste Wille, den meist grenzenlos unwissenden Kandidaten aus der Verlegenheit zu helfen. Selbst der alte Präsident half ein, wenn die Antworten stockten. Nach dem Schlusse des Examens verkündete er nach kaum minutenlanger Berathung, daß sämtliche Examinanden „befriedigend“ bestanden hätten.

So war ich denn glücklich Auskulturator — ein jetzt ausgestorbener Titel — geworden, und stand an der Schwelle der Praxis, ohne auch nur den geringsten Begriff von meinen Obliegenheiten zu haben. Hierin sind alle Juristen, wenn sie in die Praxis eintreten, einander gleich. Der angehende Jurist erhält auf der Universität lediglich zu seiner theoretischen Ausbildung Gelegenheit. Dies ist bezüglich aller anderen Fächer anders. Der Mediziner hat einen praktischen Kursus am Krankenbette durchzumachen, Theologen und Philologen erhalten bereits auf der Universität praktische Unterweisung für ihren künftigen Beruf, und haben Gelegenheit, sich neben dem theoretischen Studium in der Praxis zu üben. Nur dem Juristen ist die gleiche Möglichkeit abgeschnitten. Höchstens könnte er als Zuhörer in die öffentlichen Gerichtsungen gehen, würde aber durch dieselben wenig Förderung erhalten. Nur die hinter den Coulissen stattfindende Berathung des Richterkollegiums könnte nutzbringend für ihn sein, und auch nur dann, wenn ihm die Voraussetzungen des Prozesses und seine Entwicklung bekannt wären. Der Mangel jeder praktischen Unterweisung auf der Universität trägt wesentlich dazu bei, dem jungen Juristen sein Studium zu entfremden. Er bewegt sich in einer theoretisch-abstrakten Welt, welche ihm bald zum Ueberdruß wird, weil ihm die „grane Theorie des Lebens goldenen Baum“ verschleiert.

Es ist dies ein Mangel, auf welchen gar nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden kann. Hält man die Hindernisse zur allgemeinen Einrichtung juristischer Seminare für unüberwindlich, so möge man wenigstens an allen Universitäten, wenn nöthig unter Heranziehung praktischer Juristen, praktische Übungen einführen, und so den Juristen in höheren Semestern schon auf der Universität Gelegenheit geben, die Theorie mit der Praxis zu verbinden. Dergleichen Übungen, auf die rechte Weise gehandhabt, würden sich sehr bald von hohem Nutzen erweisen.

Nach bestandenen Examen wird der junge Jurist zunächst einem Gerichte erster Instanz, dann einem Rechtsanwalte, demnächst einem Staatsanwalte und endlich einem Gerichte zweiter Instanz zu seiner Ausbildung überwiesen. Er soll den praktischen Dienst in allen seinen Zweigen, auch das Bureau- und Kassenswesen kennen lernen. Die Anleitung, welche er hierbei erhält, ist fast durchweg eine äußerst mangelhafte. Unsere praktischen Juristen sind der Regel nach der Art überbürdet, daß sie sich beim besten Willen nicht in eingehender Weise mit ihrem Böglinge beschäftigen können, und in den wenigen Stunden, welche ihnen zu ihrer Erholung übrig bleiben, die Rolle des Schulmeisters zu spielen, wird ihnen füglich nicht zuzumuthen

sein. Wenn dies trotzdem geschieht, so gibt es Zeugniß für die Arbeitslust und das unverwundliche Pflichtgefühl der preussischen Juristen. Im allgemeinen aber wird — und das ist sehr natürlich — die den Justizbeamten zugemuthete Ausbildung des jungen Nachwuchses als eine Last empfunden. Die Korrektur der oft recht mangelhaften Arbeiten nimmt mehr Zeit in Anspruch als die vollständige Anfertigung derselben, ganz abgesehen von der mündlichen Besprechung und Ueberweisung.

Davon, daß die Einführung in die Praxis, welche man den jungen Juristen angeheihen läßt, oft eine recht mangelhafte ist, weiß ich aus eigener Erfahrung zu sprechen. Mein erster Lehrmeister war in seiner Art ein Original. Wenn ich, um mich zu belehren, eine Frage an ihn richtete, antwortete er regelmäßig mit der Gegenfrage: „Glauben Sie denn, ich weiß das dumme Zeug?“ Als erste Arbeit schickte mir der Direktor einen Berg alter Akten, welche kassirt werden sollten, mit dem Auftrage auf die Stube, dieselben nach Dokumenten, welche etwa noch länger aufzubewahren gewesen wären, zu durchstöbern. Man wird nicht behaupten können, daß diese Art der Anweisung fördernd und anregend habe wirken können. Außerdem trat die Nothwendigkeit an mich heran, meiner Militärpflicht zu genügen. Daß sich unter diesen Umständen meine Kenntnisse nicht erweiterten, wird nicht Wunder nehmen. Mit dem Ablaufe des Militärjahres kam die Zeit des — jetzt aufgehobenen — zweiten Examens heran. Im Bewußtsein, das Wenige, was von der Universitätszeit her im Gedächtniß fleben geblieben war, auch noch verschmüßt zu haben, wollte ich die Meldung hinausschieben. Indessen wurde mir von älteren Kollegen, welche dies zweite Examen bereits hinter sich hatten, so dringend hiervon abgerathen, daß ich meine gerechten Bedenken überwand und mit dreifacher Stirn meine Meldung einreichte. Ein älterer, als besonders befähigt und fleißig geltender Kollege übernahm es, mich vorzubereiten. Hierzu genügte drei Nachmittage, an denen er den preussischen Civilprozeß nach einem zu diesem Zwecke geschriebenen Leitfaden mit mir durchpfeifchte. So vorbereitet, ging ich tapfer in das Examen, um wieder mit der Censur: „Befriedigend bestanden“ aus demselben zurückzukehren. Ich versichere, daß ich ein wissenschaftliches Werk über den Civilprozeß niemals, und die Gerichtsordnung nur selten in der Hand gehabt hatte.

Erst nach dem zweiten Examen lernte ich kennen, was „arbeiten“ heißt. Die Perspektive auf die dritte Prüfung machte eine ernste Beschäftigung zur unabwendbaren Nothwendigkeit. Man war der Ansicht, daß in diesem Schlussexamen, durch welches der Jurist seine Befähigung für den höheren Staatsdienst nachweisen soll, sehr viel gefordert werde, und dies war in der That der Fall, wenigstens im Vergleich zu den Anforderungen im ersten und zweiten Examen. Der Kandidat mußte darauf gefaßt sein, über die verschiedensten Themata aus dem gesammten Rechtsgebiete, sowohl auf streng wissenschaftlichem, als auch auf praktischem Felde Rechenschaft von seinem Wissen und Können ablegen zu müssen. Und daß man es erst mit den Anforderungen nahm, bewies der Umstand, daß viele Examinanden, oft über die Hälfte, durchfielen. Das ist aber nicht sowohl ein Beweis für übergroße Anforderungen, wie man dies öfters behauptet hat, sondern nur für die unpraktische Einrichtung des Universitätsstudiums und des Vorbereitungsdienstes, wie dies der Fall war, und dem Wesentlichen nach noch heute der Fall ist. Im übrigen bestand die Schwierigkeit des dritten Examens, wie wir sehen werden, mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit.

Mit dem Staatsexamen waren zu meiner Zeit unzertrennlich zwei Namen verbunden, deren die große Mehrzahl meiner Zeitgenossen sich mit größerer oder geringerer Heiterkeit erinnern wird: „Joseph Schmidt“ und ein zweiter, den ich hier „Schluß“ nennen will. Beide waren Originale. Joseph Schmidt, kurzweg „Joseph“ genannt, ein Gerichtsassessor a. D., welchen die Stürme des Jahres 1848 aus dem Staatsdienste vertrieben hatten, war berühmt als Einpauler. Es wird wenig Zeit- und Altersgenossen von mir geben, welche ihm nicht in die Hände gefallen sind, und viele vor und nach meiner Zeit haben zu seinen Füßen gesessen. Die Furcht vor dem dritten Examen

und das Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit trieben ihn Schüler in Massen zu. Aber Joseph rechtfertigte auch das Vertrauen, welches man in ihn setzte, auf glänzende Weise. Fast mit unfehlbarer Sicherheit wußte er voraussagen, welche Materie im nächsten Examen an die Reihe kommen und aus welchen Examinatoren die jedesmalige Prüfungskommission sich zusammensetzen werde. Er kannte alle Lieblingshemata der einzelnen Examinatoren und war mit allen ihren Eigenheiten und kleinen Schwächen vertraut. Dies für den Examinanden unschätzbare Wissen stützte sich auf langjährige Beobachtung und gewissenhafte Arbeit. Jeder Schüler Josephs wurde von ihm zur Lieferung eines Referats über das Examen verpflichtet, und jeder unterzog sich gern dieser Arbeit zu Ruh und Frommen derer, die nach ihm kamen. Es fanden förmliche Konferenzen bei Joseph statt, in denen die Beteiligten ihre Ansichten austauschten, und in denen das Ergebnis des Examens eingetragend festgestellt wurde. Auf diese Weise entstand ein Heft, welches eine Art Berühmtheit erlangt hat, und welches sich selbst in den Händen der Examinatoren befand. Dasselbe enthielt eine vergleichende, systematisch geordnete Uebersicht über das preussische Landrecht, das römische Recht und das kanonische Recht mit häufiger Berücksichtigung der preussischen Gerichtsordnung in knappster und doch in wunderbar vollständiger Form. Die häufig wiederkehrenden Lieblingshemata der Examinatoren waren besonders berücksichtigt. Die kleineren Disziplinen, als das Kriminalrecht, das Handels- und Wechselrecht etc. waren in besonderen Heften behandelt. Diese Hefte, welche ursprünglich nach Josephs Diktat entstanden und allmählich durch Zusätze vervollständigt waren, gingen als kostbares Vermächtniß von Hand zu Hand. Dann aber kam Meister Joseph auf die lukrative Idee, die Hefte lithographiren zu lassen und sie um hohen Preis — sie kosteten in ihrer Gesamtheit gegen 25 Thaler — an seine Schüler zu verkaufen, und wenige Jahre vor seinem Tode erschienen sie im Druck. Hatte man diese Hefte unter Josephs Anleitung gehörig studirt, und sagte Joseph: „Nun ist es Zeit!“ dann war man so gut wie gerüst gegen alle Fährlichkeiten des Examens. Sehr erklärlich war seine Thätigkeit den Staatsbehörden und besonders den Examinatoren ein Dorn im Auge. Man legte den Josephschen Repetitorien allerlei Schwierigkeiten in den Weg, und verlah sogar die Präsidenten der Appellationsgerichte mit Anweisung dahin, den Referendarien den Urlaub nach Berlin zum Zweck der Vorbereitung zu verweigern. Das half aber alles nichts. Man ging dennoch nach Berlin und hielt sich dort incognito auf.

Joseph ließ es sich herzlich sauer werden. Zu jedem Repetitor gehörten fünf, auch sechs Schüler, welche dreimal wöchentlich je zwei Stunden hintereinander sich in seiner Wohnung — zu meiner Zeit in der Kanonierstraße — versammelten. So repetirte Joseph Jahr für Jahr, Tag ein Tag aus, vom frühen Morgen bis zum späten Abend in einem Zuge. Er aß und trank in Repetitorium, um ja keine Zeit zu verlieren. Mitunter übermannte ihn die Abspannung. Dann verstummte er auf kurze Zeit und schloß die Augen wie zum Schlafen, um alsbald emporzuschrecken und mit demselben Worte fortzufahren, bei welchem er abgebrochen hatte. Nur selten gönnte er sich nach seinem sauren Tagewerke eine Erholung, dann aber pflegte er mit Gründlichkeit zu Werke zu gehen, und dann geschah es wohl, daß seine Schüler am nächsten Morgen eine verschlossene Thür fanden, an welche mit Kreide ein Klagkopf gemalt war mit der Unterschrift: „Propter selem ingentem hodie non legitur“.

Meister Joseph erklärte mich mit seinen stehenden Worten: „Nun ist es Zeit!“ für reif, und als die Mitglieder der Kommission bekannt wurden, welche über mich entscheiden sollten, erklärte er ein Durchfallen für unmöglich. Da war zunächst der alte K. „Der fragt Schenkung,“ sagte Joseph, „und weiter nichts als was im Hefte steht.“ Dann kam J. „Dem ist nicht recht zu traun,“ bemerkte Joseph in Bezug auf ihn, „aber über die ersten sechs Titel des Landrechtes kommt er selten hinaus.“ B. endlich wurde für gänzlich ungefährlich erklärt. Seine Fragen erstreckten sich auf einige ganz bestimmte Hemata aus dem Kriminalrechte und dem Kirchenrechte. Joseph

hatte dies ganze Examen auf einen lithographirten Bogen zusammengestellt, welches scherzweise: „Der kleine B. in der Westentasche“ genannt wurde, und den jeder für 5 Sgr. erstand, wenn er Herrn B. als Examinator in Aussicht hatte. Joseph hatte, wie stets mit wenigen Ausnahmen, richtig prophezeit. Seine Voraussagungen trafen wörtlich ein, und die Herren K., J. und B. fanden mich gefaßt.

Mit der Meldung zum Examen trat Herr Schluß in den Gesichtskreis der Examinanden. Herr Schluß, Voté beim Obertribunal, war trotz dieser scheinbar bescheidenen Stellung ein wichtiger Mann, und deshalb muß ich ihm einige Worte widmen. Er hatte alle Aufstellungen an den Examinanden zu besorgen, und dafür bezog er nach uraltem Herkommen — Herr Schluß war schon ein steinaltes Männchen — ganz bestimmte Gefälle, vulgo Trinkgelber. Bei Befähigung der Vorladung zum Examen erhielt er den ersten Thaler. Der zweite folgte während des Examens selbst, und zwar in der üblichen Pause, in welcher Herr Schluß die Examinanden mit Bouillon und Burssthemeln bewirtete — unheimliche Gerüchte sprachen von Hundebouillon und Pferdewurst — und der dritte wurde verabreicht, wenn Schluß das Thema zur wissenschaftlichen Arbeit oder die Akten zum Probereferat überbrachte. Wenn man erwägt, daß jährlich weit über zweihundert Kandidaten geprüft wurden, so ergibt dies eine recht erkleckliche Extraeinnahme. Aber dies genügte noch nicht. Schluß konnte sich in mancherlei Beziehung nützlich machen, und er that es unter gewissen Voraussetzungen. Diesen Umständen, welche wohl richtiger als Mißbräuche zu bezeichnen sind, wurde ein Ende bereitet, als Excellenz Bode Präsident der Prüfungskommission wurde. Herr Schluß aber blieb bis an sein Ende eine hochangesehene Person.

Seitdem ist eine lange Reihe von Jahren verstrichen. Vieles ist anders, manches auch besser geworden; im übrigen aber hat sich die Macht der Gewohnheit in vielen Stücken fester bewiesen, als die häufig genug gegen dieselbe mit Energie auftretende Reaktion. Die Herren Professoren sind im Durchschnitt noch eben so langweilig wie vor dreißig Jahren, und die jungen Juristen verbummeln die kostbare Universitätszeit ebenso wie früher. Wie früher paukt man sich heute noch ein, was man nothdürftig zum Examen brauchte, und wie früher tritt man ohne jede praktische Vorbereitung in den Staatsdienst, um nun mit großer Mühe die Lücken zu ergänzen, deren Ausfüllung Sache der Universitätszeit gewesen wäre. Ob aber durch ein solches nachträgliches Studium eine wirklich wissenschaftliche Ausbildung zu erzielen ist, dürfte sehr zu bezweifeln sein. Daher kommt es, daß die Praxis sehr viele geschickte Mentoniers aufzuweisen hat, welche vortrefflich mit ihren Akten und Gesetzbüchern umzugehen verstehen, denen aber nichts desto weniger eine wissenschaftliche Vor- und Durchbildung gänzlich abgeht.

Ein neues Prüfungsreglement haben wir seit einigen Jahren bekommen. Das zweite Examen ist fortgefallen, und das erste ist — wenigstens auf dem Papiere — bedeutend verschärft worden; es fehlt aber keineswegs an Stimmen, welche behaupten, daß die jungen Juristen noch ebenso unvorbereitet in die Praxis eintreten, wie dies vor einem Menschenalter der Fall war.

Frägt man nun, was diese ganze Erzählung für einen Zweck hat, so lautet die Antwort, um im Spiegel der Vergangenheit die Mängel der Gegenwart zu kennzeichnen, und auf die Mittel zu ihrer Beseitigung aufmerksam zu machen. Kurz zusammengefaßt, sind diese Mittel folgende: Angemessene Verlängerung der Universitätszeit und dem entsprechende Kürzung des praktischen Vorbereitungsdienstes; Säuberung desselben von bloßen Schreiber- und Protokollführerdiensten; Verbindung der theoretischen Universitätsstudien mit praktischen Übungen; strengere Handhabung der Prüfungsordnung. Und nebenbei mögen die jungen Juristen an dem Beispiele eines alten Kollegen lernen, wie man es nicht machen muß, wenn man den mit Zug und Recht an den praktischen Juristen zu stellenden Ansprüchen genügen will. Den Herren Examinatoren zu genügen, ist leicht, sich selber aber genug zu thun, sehr schwer, wenn man es ernst mit sich selbst und seinem Berufe nimmt.

## Mein deutsches Volk, o denke dran!\*)

Denkt ihr daran, als jene Kriegeswolke  
Gewitterschwer an unserm Himmel stand,  
Als König Wilhelm, eins mit seinem Volke,  
Das Banner hob mit Gott fürs Vaterland?  
Das Banner hoch, auf Sterben oder Siegen,  
Im Kampf und Sturm sein weißes Haupt voran!  
So lange Schwerter blitzen, Fahnen fliegen,  
So lang, ihr deutschen Männer, denkt daran!

Denkt ihr daran, ihr mit dem Kreuz von Eisen,  
Dem Kreuz, das euer Kaiser doppelt trägt,  
Ihr jagt ins Feld, um kämpfend zu beweisen,  
Wie unterm Kreuz das deutsche Herz euch schlägt.  
Die ihr ihr jagt, von Pulverdampf umgeben,  
Im Sturm der Feldschlacht auf dem blut'gen Plan,  
Ihr dachtet nicht an euch und euer Leben,  
Nur an den König, denkt ihr noch daran?

Bringt Kränze dar, nicht Lorbern noch Cypressen,  
Kornblumen bringt aus jedem Aehrenfeld,  
Reigt ihm, daß deutsche Treue, unvergessen,  
Die Wacht am Thron, wie vor dem Rheinstrom, hält!  
Was ihr errangt auf heißer Siegesstätte,  
O stellt es sicher vor dem innern Wahn;  
Genug des Ruhmes! Ruf und Ehre rette,  
Mein deutsches Volk, o denk, ja denk daran!

Denkt ihr der Ruhmestage ohne Gleichen,  
Die noch kein Volk in der Geschichte sah?  
Es ging ein Rauschen durch den Wald der Eichen,  
Ein Jubelsturm: „Hurrah Germania!“  
Es war erfüllt, was wir im Traum gesehnet,  
Ein neuer Morgen brach uns leuchtend an,  
Wir sähten uns Ein Volk, von Gott erbauet,  
Ein Reich, Ein Kaiser, — denkt ihr noch daran?

Und Friedensarbeit folgt' dem blut'gen Ringen,  
Er aber dachte an sein Königswort:  
„Ich will dem Volke Treu' um Treue bringen.“  
Der greise Kriegsheld ward zum Friedenshort.  
O denkt daran, was wir dem Kaiser danken,  
Was er für uns und was man ihm gethan!  
So lang die Treue spricht mit grünen Ranken,  
Du deutsches Volk, so lange denk daran!

Hedor von Käppen.

## Lebensläufe eines deutschen Schriftstellers in auf- und absteigender Linie.

Nachdruck verboten.  
Gef. v. 11./VI. 70.

Es gibt gewiß in der gesamten Literatur nur wenige Bilder, die so ergreifend wirken wie die Schilderung, welche Dickens von der Zeit entwirft, in welcher er als kleiner Knabe zu einer Arbeit verurteilt war, die darin bestand, daß er Schuhwichsstöpfe bedeckte, einen Faden darum band und dann das Papier ringsum genau und nett abschnitt, bis es so schmund ausah wie ein Salbentopf in einem Apothekerladen. „Keine Worte“, sagt er, „können die geheime Seelenqual ausdrücken, die ich erduldet, als ich zu dieser Kameradschaft herabsank, diese alltäglichen Gefährten mit denen meiner glücklicheren Kindheit verglich und meine früheren Hoffnungen, ein gelehrter und berühmter Mann zu werden, in meiner Brust zusammenstürzen fühlte. . . . Mein ganzes Wesen war so von dem Schmerz und der Demüthigung dieser Gedanken durchdrungen, daß ich selbst jetzt, berühmt, geliebt und glücklich wie ich bin, in meinen Träumen oft vergesse, daß ich ein liebes Weib und Kinder habe, und trostlos in jene Zeit meines Lebens zurück wandere.“

Wie gesagt, jene Schilderung ergreift auf das tiefste, und doch müssen wir uns sagen, daß Dickens ohne diese Erlebnisse nie Böz geworden wäre, daß er seine überraschende Kenntniss aller Volksklassen, so zahlreicher Lebenslagen eben seiner wechselvollen Jugend verdankte.

Wir haben unter den modernen deutschen Schriftstellern einen Mann gehabt, dessen Lebensschicksale vielleicht noch wechselvoller waren als die von Dickens, einen Mann, den seine Erlebnisse mehr als irgend einen anderen dazu befähigt hätten, uns in großen unsterblichen Bildern das moderne Leben unseres Volkes in Palaß und Hütte, in der Werkstatt und im Waarenhanse, im Norden und im Süden vorzuführen. Dieser Mann war der kürzlich verstorbene Hackländer. Was für ein buntes, wechselvolles, abenteuerreiches Leben hat dieser Mann geführt! Es gibt kaum ein menschliches Verhältnis, in das er nicht hineingesehen hätte oder doch wenigstens hätte hineinschauen können. Hätte ihm die Natur noch ein tieferes Gemüth und einen bedeutenderen Geist gegeben so wäre er allerdings ein deutscher Dickens geworden. Aber das war leider nicht der Fall. Hackländer war von Natur erstaunlich leichtlebzig angelegt, so hat er uns denn auch nur Plandereien in Romanform hinterlassen, Plandereien, die immerhin so heiter und einnehmend sind, daß ein paar Generationen unseres Volkes sich an ihnen erfreuen werden.

Eine dieser anmuthigen Plandereien ist auch sein hinterlassenes Werk: „Der Roman meines Lebens“ (Stuttgart, Karl Krabbe, 1878), in dem er uns von seinen Lebens-

schicksalen erzählt. Wie ein Märchen liest sich vielfach dieser Bericht, wie eine heitere und höchst unterhaltende aber erdachte Erzählung.

Treten wir ihm näher: F. W. Hackländer wurde am 1. November 1816 zu Bartscheid geboren. Der Vater war Lehrer der dortigen Simultanschule, ein schöner feiner Mann, der sich in der niedrigen Lebensstellung unglücklich fühlte und, da er über ungewöhnliche geistliche Gaben verfügte, in eine weit über ihm stehende Gesellschaftsschicht Eingang suchte und fand. „Jeder seiner Abende war besetzt, und wir wußten ganz genau: heute Abend geht der Vater zur Gräfin A., zu Frau v. B., zu Madame S.“ Die Neigung zur vornehmen Gesellschaft, zu Luxus und Wohlleben, die bei F. W. Hackländer so sehr hervortritt, stammt, wie man sieht, von seinem Vater. Die Mutter, die Tochter eines Pfarrers, soll eine heitere Frau gewesen sein, schön, leichtlebzig von unverwundlich guter Laune. Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir das Temperament des Sohnes von ihr herleiten. Die Mutter starb früh, der Vater, als der Knabe dreizehn Jahre alt war. Sein Tod trat ganz plötzlich ein und seine ökonomischen Verhältnisse waren zerrüttert, die Verwandten mußten sich daher des Knaben annehmen und thaten das der Reihe nach. Zunächst kam er zu einem Schwager seiner Mutter, einem heiteren, lebenslustigen Wollhändler in Cuxen, wo er sich ein Jahr lang munter umhertummelte. Es scheint, daß er dort auch eine Schule besucht hat. Nach Ablauf dieses Jahres kam er aus ihm unbekannt geliebener Veranlassung zu einer andern Schwester seiner Mutter, die als Wittwe in mehr als bescheidenen Verhältnissen in Düsseldorf lebte. Obwohl erst vierzehn Jahre alt, wurde er doch nicht mehr in die Schule geschickt, sondern erhielt nur noch den Konfirmandenunterricht. Um so fleißiger sah er sich am Flußufer und auf den Märkten um, oder er schlich sich auch wohl in die Kaserne und plauderte mit den Soldaten. Da im Hause seiner Tante ein Bögling der Malerakademie lebte und sich seiner freundlich annahm, so machte er einen Versuch, in die Akademie einzutreten, er scheint sich aber nicht sonderlich gegreut zu haben, als dieser Versuch an seiner Mittellosigkeit scheiterte. Von Stimmungen, wie sie die Brust des Knaben Dickens zerrissen, ist keine Rede, Hackländer war vielmehr ganz zufrieden, machte sich in der Haushaltung nützlich, hütete die jüngeren Kinder und war immer lustig und guter Dinge.

Nachdem Hackländer konfirmirt worden ist, haben diese guten Tage ein Ende. Er kommt als Lehrling in ein Handlungshaus in Elberfeld, das mit Seide, Kattun, Band ic.

\*) Vergl. Extrabeilage zum Daheim Nr. 36.

handelt und überdies eine kleine Seidenfabrik hat. Er fühlt sich dort nicht sonderlich wohl, aber auch nicht unglücklich. Er hat für das Kaufmannsleben offenbar weder Zuneigung noch Geschick, und er macht seine Sache schlecht, aber das stört seine gute Laune nicht wesentlich. Erhält er gar den Auftrag, die auf den Dörfern wohnenden Weber aufzusuchen, so wandert er glückselig hinaus und träumt sich in alle erdenkbaren Lebenslagen hinein, oder benutzt seinen Stod als Stedenpferd und bedient sich dieses Andalusiers zu einem Ritt ins Feenland. Sein Prinzipal aber wurde mit dem Lehrling immer unzufriedener, zumal derselbe auch von seinem Vormunde so schlecht gekleidet wurde, daß er die Respektabilität der Firma nicht einmal in seinem äußeren Menschen aufrecht erhalten konnte.

In diese Zeit fällt Hackländer's erster poetischer Versuch. Er war erkrankt und infolge dessen ins Hospital geschickt worden. Während der Langeweile des Gesundens kam er auf den Einfall, für den Elberfelder Anzeiger eine Erzählung zu schreiben. Er vollendete sie auch und übersandte sie dem Redakteur des Elberfelder Anzeigers, der das Talent des Verfassers selbst in dem kindischen Versuche erkannte und ihn zu einem zweiten Versuche anspornte. Die zweite Erzählung hieß „Angelika“, schilderte das Wiedersehen eines jungen Mädchens und ihres Geliebten auf dem Schlachtfelde, und wurde wirklich gedruckt.

Es versteht sich von selbst, daß dieser literarische Erfolg nicht dazu beitrug, den Lehrling zu größerem Aufmerken in der Packammer zu veranlassen, seine Stellung wurde vielmehr schlechterdings unhaltbar. Er erkannte das selbst und bat seinen Vormund, ihn als Freiwilligen auf Avancement in die Artillerie treten zu lassen. So unsinnig dieses Vorhaben des unwissenden, durchaus mittellosen und noch nicht sechzehnjährigen Knaben auch war, so gab der Vormund unbegreiflicher Weise doch seine Einwilligung dazu.

So sollte denn Hackländer, nachdem er erst das Elend des Lehrerebens, das Vhatenthum der kleinen Stadt und das Leben im Waarenlager kennen gelernt hatte, nun auch Bekanntschaft mit dem Soldatenleben im Frieden machen. Es war wieder nichts für ihn, aber dieses für Unzählige sonst so schreckliche: „es ist wieder nichts!“ macht auf diese leichtsinnige Natur im Grunde nicht allzu großen Eindruck. Er wendet sich, nachdem er sich überzeugt hat, daß bei seinen mangelhaften Kenntnissen und seiner Mittellosigkeit an ein Avancement nicht zu denken ist, wieder dem Kaufmannsberufe zu und tritt in ein Cigarrengeschäft. Im Grunde ist es ihm ziemlich gleichgültig, ob er sein Geschick bedient oder die Anfertigung von Cigarren beabsichtigt, er amüsiert sich hier wie dort trefflich und denkt nicht mehr an die Zukunft wie der Vogel auf dem Zweige.

Das Cigarrengeschäft kann sich nicht halten, und Hackländer ist wieder brotlos. Aber das kümmert ihn herzlich wenig. Er folgt einer Einladung nach Bonn, wird in die Kreise der Studenten eingeführt, besucht Kneipe und Fechtboden und lebt lustig in den Tag hinein, obgleich er damals nicht ahnte, daß ihn diese Tage wieder ein neues Kapitel im Buche des Lebens, das Studentenkapitel, lesen ließen.

Schließlich mußte er sich doch sagen, daß es so nicht fortgehen könne, er sagte also Bonn Lebewohl und begab sich nach Krefeld, wo er, während er im Hause seines Schwagers auf eine Anstellung wartet, ein längeres Trauerspiel verfaßt. Als dieses fertig und vom Verleger zurückgewiesen ist, tritt Hackländer erst in ein Seidengeschäft und wird dann, als auch dieses Haus fällt, Reisender in Färberseife und italienischem Baumöl. Aber auch jetzt fallirt sein Haus. Da beschwört ihn ein Freund, ein junger Buchhändler, sich doch ganz dem Schriftstellern zuzuwenden und mit ihm nach Stuttgart zu gehen. Der Vorschlag erscheint plausibel, und Hackländer wandert richtig rheinwärts ins Schwabenland. Am 15. April 1840 trifft er in Stuttgart ein: „Meine Baarschaft war äußerst gering, dagegen meine Erwartungen und Hoffnungen außerordentlich groß.“

Hackländer war nach Stuttgart gekommen, um dort als Schriftsteller zu leben. Am ersten Abend fährt ihn ein Mann, mit dem er zusammen gereist ist, ins Theater. Er sieht die Norma, ist entzückt und beschließt — Schauspieler zu werden. Er wird dem Regisseur Moriz vorgestellt, findet an diesem

einen Gönner und treibt sich nun erst mit viel Behagen hinter den Coulissen umher, wo er wiederum eine ganz neue Welt kennen lernt. Schließlich tritt er auch als Fortinbras im Hamlet auf die Bühne. Das Resultat dieses Debut, das Hackländer selbst sehr launig beschreibt, war, daß Moriz also zu seinem Schübling sprach: „Nach dem, was wir gestern erlebt, werden Sie selbst wohl nicht mehr an eine Spur von Talent zum Schauspieler glauben.“

Also mit der dramatischen Kunst war es wieder nichts. In einem Abenteuerroman muß jetzt ein vermöglicher Gönner auftreten, der dem betrübten jungen Manne allsogleich eine neue glänzende Laufbahn eröffnet. So geschieht es denn auch. Dieser Gönner ist ein Baron Taubenheim, der in den Orient reist, sich nach einem unterhaltenen Gesellschaftler umsieht und ihn in Hackländer, der mittlerweile sein „Soldatenleben im Frieden“ veröffentlicht hat, findet. So zieht dieser denn fröhlich in den Orient.

Herr von Taubenheim hatte in Syrien ein Paar arabische Vollblutpferde gekauft, die für den Marfial des Königs von Württemberg bestimmt waren und beauftragte jetzt Hackländer mit der Aufgabe, die Thiere von Neapel nach Stuttgart zu bringen. Man wird wohl nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß dieser Ritt durch Italien einer Natur wie der Hackländer's den höchsten Genuß bereiten mußte. Aber er sollte auch sonst noch wichtige Folgen für ihn haben. Hackländer wurde nämlich als glücklicher Ueberbringer der schönen Thiere dem König vorgestellt und gefiel demselben. Auch die Beschreibung der Reise, die er veröffentlichte, gefiel allgemein. Dadurch kam derselbe in die Hofkreise, zu denen er dann in ein noch engeres Verhältniß trat, als er Sekretär des Kronprinzen wurde. Diese Stellung, die ihn mit den verschiedenartigsten Personen und Verhältnissen in Berührung brachte, that nun auch das ihrige dazu, ihn das Leben nach den verschiedenartigsten Seiten kennen zu lehren. Er begleitete den Kronprinzen auf seinen Reisen, baute ihm ein Landhaus, führte ihn in die Künstler- und Schriftstellerkreise ein und that überhaupt das seinige, um ihn zu unterhalten. Ob er in letzter Beziehung, wie vielfach behauptet wird, zu weit ging, entzieht sich der Beurtheilung der in die Verhältnisse nicht Eingeweihten. Genug, er fiel bei dem Kronprinzen bald nach dessen Vermählung in Ungnade.

Hackländer spricht sich trotzdem in seinem hinterlassenen Werk über den damaligen Kronprinzen, den jetzigen König Karl, in durchaus wohlwollender Weise aus. Ihm erscheint sein Sturz als eine Folge des Neides und der Mißgunst der einheimischen Stuttgarter gegen den so plötzlich emporkommenden Fremden und der Intriguen einiger ihm übelwollender Personen.

Jedenfalls war seine Lage sehr bedenklich. Einmal ließen über ihn die häßlichsten Gerüchte um: er sollte nämlich seine Stellung dazu mißbraucht haben, sich selbst zu bereichern, andererseits waren seine ökonomischen Verhältnisse in Wahrheit höchst zerrüttet. Er selbst drückt sich charakteristischer Weise folgendermaßen über diesen Punkt aus: „Daß ich in meinen persönlichen Angelegenheiten ziemlich derangirt war, wußte ich wohl, hatte aber keine Ahnung von dem Abgrund, vor welchem ich stand.“ Nachdem er darauf vor einem rechenkundigen Freunde „eine ganze Schublade unbezahlter Rechnungen“ umgestürzt hatte, erwies es sich, daß er für den Augenblick mindestens 4000 Gulden brauchte. Ein befreundeter Graf Reipperg schloß sie unverzinslich vor, während das noch Fehlende, sowie die zur Rückzahlung dieses Darlehns erforderliche Summe durch die Feder erworben werden sollte.

Da tritt wieder etwas ganz Unerwartetes ein. Der Buchhändler Cotta fragt ihn eines Abends bei Tisch, ob er nicht von jemand wüßte, den er (Cotta) als Berichterstatter der Augsburgerin in das Nadektyische Feldlager senden könne. Hackländer schlägt sich selbst vor, Cotta ist damit einverstanden, und Hackländer lernt nun auch das Soldatenleben im Kriege kennen.

Nach seiner Rückkehr aus dem italienischen Feldzuge begann seine eigentliche literarische Thätigkeit. Handel und Wandel (1850), Der geheime Agent (Lustspiel, 1851), Namenlose Geschichten (1851), Eugen Stillfried (1852), Magnetische Kuren

(Lustspiel, 1853), Europäisches Skavenleben (1855) machten ihn bald allseitig bekannt. Letzterer Roman zumal hatte einen wahrhaft „sensationalen“ Erfolg!

Hackländer fand übrigens schon nach einem Dezennium wieder Gelegenheit, auch seiner Neigung für praktische Thätigkeit Genüge zu thun. Der regierende König, der Vater des jetzigen, war ihm immer wohlgesinnt geblieben und ernannte ihn im J. 1859 zu seinem Bau- und Gartendirektor. Als solcher war er nun in der Lage, seine künstlerischen Ansichten ganz zum Austrag zu bringen, und niemand wird leugnen können, daß er wirklich Schönes geschaffen hat.

Auf den Tod des Königs folgte abermals jäher Sturz (1864), aber Hackländers schriftstellerische Existenz war nun schon eine gesicherte. Er hat bis an seinen Tod, theils in Stuttgart, theils in seiner Villa am Starnberger See, ein behagliches Schriftstellerleben geführt.

Wir sehen, daß Hackländer durch seine Lebensschicksale wohl befähigt gewesen wäre, der erste Vertreter des deutschen Romans zu werden. Wenn er es trotzdem nicht geworden ist, so ist außer seiner Oberflächlichkeit auch seine geringe Bildung daran schuld. Er sagt selbst, daß er es in seinen ersten Schriften ängstlich vermieden habe, Fremdwörter zu benützen, weil er besorgt war, sie falsch zu gebrauchen. Er schreibt ferner: „Ich nahm ich mir vor, strenge nach dieser oder jener Richtung hin zu wirken, und ehrlich will ich es aussprechen, daß ich keinen größeren Ehrgeiz hatte, als zur Unterhaltung meiner Leser beizutragen und zufrieden war, diesen Zweck und dabei ein angenehmes behagliches Leben zu erreichen.“ Hier wird aus der Armuth eine Tugend gemacht. Es fehlte ihm eben nicht nur an tieferer Erkenntniß, sondern auch an starken leidenschaftlichen Empfindungen. Trotzdem war er als Schriftsteller eine überaus liebenswürdige Erscheinung. Hackländer besaß ein bedeutendes Erzählertalent, und seine Feiterkeit wirkt schlechterdings ansteckend. Seine humoristischen Schriften haben unzähligen Menschen zu einem herzlichen Gelächter verholfen, seine Lustspiele werden noch jetzt vielfach mit großem Beifall aufgeführt und seine Romane, in denen das Leben stets nach eigener Anschauung vorgeführt wird und die immer unterhaltend sind, werden gern gelesen. Wie anmuthig er auch noch im „Roman meines Lebens“ erzählt, davon ein paar Proben.

Während der Hochzeitsfeierlichkeiten des damaligen Kronprinzen von Württemberg befand sich auch Kaiser Wilhelm in Petersburg. Zu seinem Gefolge gehörte ein allezeit lustiger Mittmeister von Wigleben, von dem Hackländer folgendes be-

richtet. Wigleben war in dem Palais untergebracht, in welchem der Staatskanzler Nesselrode und der Feldmarschall Pastiewitsch wohnten, „die sich begreiflicher Weise wenig um den preussischen Mittmeister kümmerten“. Eines Tages fragte der Admiral Lütke den letzteren, wie derselbe mit seiner Wohnung zufrieden sei. „Die Wohnung an sich,“ war die Antwort, „wäre so übel nicht, aber ich habe dort selten eine ungestörte Nachtruhe.“

„Ei — wie so denn?“  
„Kaum will ich einschlafen, so kommt entweder der Herr Staatskanzler zu mir ans Bett, um mit mir über russische Verhältnisse zu plaudern oder der Feldmarschall Pastiewitsch, um meine Ansicht über Polen zu hören. Allerdings ungeheuer ehrenvoll für mich, aber meine Nachtruhe wäre mir doch lieber.“

Nach einiger Zeit findet bei Hofe eine Festlichkeit statt. Die Kaiserin läßt Wigleben rufen, erkundigt sich sehr freundlich nach seinem Befinden und fügt dann hinzu: „Was Ihre Nachtruhe anbelangt, lieber Wigleben, so habe ich es Nesselrode und auch dem Feldmarschall gesagt, daß man Sie künftig in Ruhe lassen möge.“

Darauf Wigleben ganz ernsthaft: „Ich danke Eurer Majestät unterthänigst für diesen neuen Beweis allerhöchster Huld und Gnade.“

Auf dieser Reise war Hackländers unmittelbarer Vorgesetzter ein General von Spitzemberg, ein des Deutschen nicht ganz mächtiger Franzose, der zu Hackländers Umsicht nur geringes Vertrauen hatte. Da nun Hackländer zum Reisezmarischall ernannt war, so sorgte sich der alte Herr schon in Petersburg, daß derselbe in Deutschland die nöthige Anzahl Pferde nicht werde herbeischaffen können, und qualte ihn namentlich mit Altenburg, von dem er annahm, daß seine Posteinrichtungen besonders mangelhaft seien.

„Ich weiß wohl,“ sagte er einmal in Gesellschaft zu Hackländer, „Sie mach sich nichts aus meine Verlegenheit, aber ich will Sie hier vor Seine Durchlaucht versichern, daß Sie in Altenburg nicht einmal die vier Pferde für die Kronprinz zusammen bringt.“

Vorauß ihm Hackländer zur Antwort gab: „Ach was, Excellenz, darnach habe ich mich schon längst erkundigt, und ich weiß sogar schon jetzt, daß die vier Pferde, die für den Kronprinzen bestimmt sind, Peter, Hans, Klaus und Jakob heißen.“

Die gute Laune, die aus diesen Erzählungen spricht, war recht eigentlich die Muse Hackländers. Sie war keine schöne und hinreißende Frau, aber eine anmuthige und befruchtende.

Th. H. P.

## Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

### XXI. Bei Hansen-Orell.

Zwei Tage nach diesem Gespräch zwischen Kathinka und Binnski saß Lewin in Briefen, die der Erledigung harreten. Einige, darunter Zeilen von Doktor Faulstich und Tante Amelie, lagen schon so lange unter dem Stein, daß er ihre Beantwortung nicht wohl weiter hinausschieben und den Nichtbesuch seiner drei Vorlesungen, denn es war wieder Freitag, sich eher zum Verdienst als zur Versäumniß anrechnen konnte. Die Hulen, die von Zeit zu Zeit auf ihren altberlinischen, aus allerlei Tuschelken zusammengeknähten Filzschuhen durch das Zimmer ging, sah mit Kopfschütteln, wie die Zahl der auf dem Sopha stich ausgelegten Briefe von Viertelstunde zu Viertelstunde wuchs, einige noch nicht fertig und nur erst auf der ersten Seite beschrieben. Denn Lewin haßte das Aufstreuen, ein Punkt, in dem er ausnahmsweise mit Kathinka übereinstimmte.

„Ein Liebesbrief mit Sand,“ pflegte diese zu sagen, „wird gleich drunter begraben.“

Er schrieb schon zwei Stunden, aber der Hauptbrief war noch ungeschrieben, der an Renate. Er hatte ihn sich bis zuletzt aufgespart; das Plaudern mit der Schwester sollte ihn schadlos halten für die Mühen oder gar den Zwang alles dessen, was vorausgegangen war. Der Brief an Faulstich war eine literarische Abhandlung, der an Tante Amelie wie gewöhnlich ein Seiltanz gewesen; das lag nun endlich hinter ihm,

und er konnte sich erholen und die Feder frei laufen lassen. „Liebe Renate!“ so schrieb er, „wir haben heute den 29. und es ist nicht ohne Beschämung, daß ich auf das Datum Deines Briefes aus der Mitte des Monats sehe. Meine flüchtige Antwort darauf war keine Antwort. Laß mich versuchen Versäumtes nachzuholen.“

Diese und die letzte Woche, wie Du aus den Zeitungen ersehen haben wirst, haben allerlei Dinge von Wichtigkeit gebracht; was Papa mir schrieb, hat sich bestätigt. Der Einsegnung des Kronprinzen folgte die Abreise des Königs nach Breslau; der ganze Hof begleitete ihn, auch die Gardien. Potsdam ist seitdem wie ausgestorben, wovon wir uns bei Gelegenheit einer nach Lehnin hin unternommenen Partie durch den Augenschein überzeugen konnten. Auf der Rückfahrt fuhren Kathinka und ich zusammen. Ich sagte ihr herzliche Worte, vielleicht mehr als das, und sie nahm sie freundlich auf. Binnski verläßt uns bald; er geht auf seine Güter und von da nach Warschau, um sich dem Vicekönig, mit dem er befreundet ist, zur Verfügung zu stellen. In Poniatowski sieht er nicht gut. Es wäre Thorheit, wenn ich weglegen wollte, daß ich den Tag seiner Abreise herbeiwünsche. Kathinka zeichnet ihn aus; aber es ist nicht ihre Art, sich mit Abwesenden zu beschäftigen oder Erinnerungen zu leben. Sie gehört der Stunde, und die Stunde ist mir günstig. Ich glaube wieder an die Möglichkeit

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VL 70.

meines Glücks. Sie schrieb mir neulich: „Sieh nicht Gespenster, Lewin.“ — Und nun laß mich fragen, wie steht es in Hohen-Vie? Was machen die Freunde Sedentoy, die Schorlemmer, Marie? Denke Dir, ich träumte diese Nacht von Marie, und als was sah ich sie? Als Braut. In einem langen, langen Schleier stand sie vor dem Altar; aber es war nicht der Altar der Hohen-Vieger Kirche. Ihr Kleid war weiß und leicht wie der Schleier, aber mit Sternchen übersät. Sie sah sehr schön aus, und wer denkst Du, daß ihr Bräutigam war? Drosselstein. Nicht unser alter, sondern ein junger, groß und schlant in eine Uniform gekleidet, in der ich unseren Hohen-Viejarischen Freund nie gesehen habe. Als ich mich heute früh des Traumes entsann, mußte ich an das denken, was Du so oft über Marie gesagt hast: Du würdest Dich nicht wundern, eine goldene Kutsche bei Kniehases vorfahren und die kleine Prinzessin mit verweinten und zugleich freudestrahlenden Augen neben ihrem Prinzen Platz nehmen zu sehen. Du hast ihr Wesen darin getroffen. Es war doch nur in der Ordnung, daß sie Othegravens Antrag ablehnte. Damals mißbilligte ich es; es schien mir eine Unklugheit, wenn nicht Schlimmeres. Aber ich habe ihr Unrecht gethan. Er ist aus Münsterland und sie ist aus Friesland, und alles Westfälische ist der letzte Fleck der Erde, mit dem sich die Fren befreunden können.

Ich werde Kathinka heute Abend sehen, auch Tubal. Dieser ist viel mit Biniński und dem Rittmeister von Hirschfeldt zusammen, einem ausgezeichneten Offizier, der in Spanien war (auf englischer Seite), was aber nicht hindert, daß er sich mit dem Grafen befreundet hat. Das letzte Mal, daß ich Tubal sah, es war in Lehnin während wir die Kirche besuchten, fragte er mich: „wann reisen wir nach Hohen-Vie?“ Ich lasse dahin gestellt sein, ob ihm dabei die Entrollirung in das Landsturm-bataillon Lebus oder seine Cousine Renate mehr am Herzen lag. Und nun lebe wohl. Ich sehe heiterer in die Zukunft, als seit lange. Alles läßt sich gut an, das Große und das Kleine. Und das Kleine ist die Hauptsache, denn es ist das Ich. Gruß an Papa und die Freunde. Dein Lewin.“

Es war inzwischen ein Uhr geworden, und da sein Mittagsweg ihn ohnehin an dem großen Postgebäude vorüberführte, so unterzog sich Lewin der Mühe, die fünf Briefe, die das Ergebnis dieses Vormittags waren, selbst am Schalter abzugeben. Neben der Post war das Radalinskische Haus; er sah hinauf, aber in allen Zimmern der ersten Etage, auch in dem des Geheimraths, waren die Kouleaux herabgelassen. Er sann einen Augenblick nach, was die Ursache davon sein könnte, vergaß aber den geklebten Eindruck wieder, als er an der Ecke der Stechbahn Jürgaß begegnete, mit dem er nun ein kurzes Gespräch hatte. Lewin ging dann, nachdem er in der Taubenstraße an alter Stelle sein einfaches Mittagmahl eingenommen hatte, auf die lange, der ehemaligen Berliner Stadtmauer entsprechende Wallstraße zu, von der aus er — in geringerer Entfernung vom Spittelmarkt — in die aus alten und stattlichen, aber freilich auch heruntergekommenen Häusern bestehende Kreuzgasse einbog.

In einem dieser alten und stattlichen Häuser wohnte Hansen-Grell, zu dem sich Lewin um seiner Schlichtheit und ebenso sehr um des romantischen Juges willen, der dieser Schlichtheit fast widersprach, von Anfang an in hohem Maße hingezogen gefühlt hatte. Eine Aufforderung zu einem Besuche war nie ausgesprochen worden, aber als sie vor zwei Tagen, wo ein Zufall sie zusammengeführt, sich nach längerem und sehr eingehendem Geplauder wieder getrennt hatten, hatte Lewin den Entschluß gefaßt, diesen Besuch zu machen.

Es war eine Hochparterrewohnung. Acht oder zehn Treppentritten, ausgelassen und von einem verbogenen Eisengeländer eingefast, führten hinauf. An der Thür, mit dicker Feder auf ein halbes Kartenblatt geschrieben, stand Hansen-Grell.

Lewin klopfte.

„Herein!“

Er war eine in drei Felder getheilte, nur mit dem vordersten Drittel sich öffnende Thür, gerade breit genug, einen Menschen mit seiner Schmalseite hindurch zu lassen. Lewin passirte das Desfilé und befand sich in einem großen, wohl vier-

zehn Fuß hohen Raum, in dem er auf den ersten Blick nichts weiter als vier kahle gelbgetünchte Wände und einen ungeheuren schwarzen Kachelofen erkennen konnte. Zugleich hatten sich vier lange schmale Gardinenstreifen, bei dem durch das Öffnen der Thür entstandenen Luftzug, in eine langsam schwerfällige Bewegung gesetzt. Aber dieser Eindruck des Kahlen und Leeren blieb nicht lange und die gemüthlicheren Elemente kamen zu ihrem Recht. Zu dem von innen her geheizten Ofen war der Dorf so weit niedergebrannt, daß der Anblick der in blauen Klämmern zuckenden Glut mit diesem unschönsten aller Heizungsmaterialie wieder ausföhnen konnte, und von dem daneben stehenden mit Büchern überdeckten Klapptisch stiegen kleine sich kräuselnde Wölkchen auf und zogen dem Eintretenden wie ein freundlicher Gruß entgegen. Hansen-Grell war bei Präparation seines Nachmittagskaffees.

„Einen Augenblick noch,“ rief er, und den Topf mit kochendem Wasser, den er nur halb geleert hatte, wieder in die Stut des Ofens schiebend, trat er jetzt Lewin entgegen und reichte ihm die noch halb ruhige Hand, nachdem er sie durch einen energischen Strich über den Ärmel seines Flansrocks hin wenigstens aus dem Größten herausgebracht hatte.

„Ich freue mich herzlich, Sie zu sehen,“ sagte er, „besonders zu dieser Stunde, wo die Ofenglut und der dampfende Kaffee die Honneurs des Hauses machen. Sie trinken mit. Ich bin, wie Sie sehen, etwas beschränkt im Wirtschaftlichen, aber was Tassen angeht, kann ich mit jeder Klatschbabe konkurriren.“

Bei diesen Worten hatte sich Hansen-Grell an einen auf den ersten Blick nicht wahrnehmbaren Schrank gemacht, der in einer der dicken Wände mitten drin steckte, und suchte hier nicht bloß nach einer vergoldeten Meißner Tasse, sondern behufs besserer Repräsentation auch nach einer Zuckerschale, die er auf einem der Bretter oben oder unten gesehen zu haben sich deutlich entsann. Er persönlich hatte das Tütenprinzip.

Lewin war inzwischen der Aufforderung seines in halber Verlegenheit immer weiter sprechenden Wirthes gefolgt und hatte, die Gardinen zurückschlagend, in einer der tiefen Fensterischen Platz genommen. Hier standen zwei Winkenstühle, auf deren einem ein paar aufgeschlagene Bücher lagen, und während Hansen-Grell — der die Zuckerschale noch immer nicht entdeckt hatte — sein mehr und mehr in bloße Verwunderungsausdrücke sich auflösendes Gespräch fortsetzte, nahm Lewin eines der kleinen Bündchen zur Hand und sah hinein. Es waren Hölderlins Gedichte. Auf einer der aufgeschlagenen Seiten standen nur vier Zeilen. Er las:

In jüngeren Tagen war ich des Morgens froh,  
Des Abends weint' ich; jetzt, da ich älter bin,  
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch  
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

Lewin empfing einen bedeutenden Eindruck von diesen Zeilen, aber es war dafür gefordert, daß er sich ihm nicht lange hingeben konnte. Hansen-Grell hatte mittlerweile alles gefunden, was ihm wünschenswerth erschien, und präsentirte jetzt, nachdem er ängstlich die Diele haltend, den weiten Kreis zwischen Ofen und Fenster zurückgelegt, seinem Gaste eine bis an den Rand gefüllte Tasse Kaffee.

Dieser nahm, schlürfte und lobte, und sagte dann: „Ich bin überrascht, Sie bei Hölderlin zu finden. Nach dem Bilde, das ich mir von Ihnen gemacht habe, mußten Sie mit der uns Morgenroth fahrenden Lenore für dieses und jenes Leben verbunden sein. Ich kann Ihnen auch allenfalls den „wilden Jäger“ oder die Percey'sche Chevyjad gestatten, aber Hölderlin? Nein.“

Hansen-Grell hatte sich auf den gegenüberstehenden Winkenstuhl gesetzt und sagte, während er seine beiden Hände auf das bequeme übergeschlagene Knie legte: „Sie berühren da einen feinen Punkt, wenn Sie wollen, einen Widerspruch in meiner, vielleicht auch in mancher andern Natur. Es ist ganz richtig, daß ich meiner Empfindung und, wenn ich von so Unbedeutendem sprechen darf, auch meiner Dichtung nach ganz in die neue Schule hineingehöre; ich halte es wohl oder übel mit den Romantikern und werde nie von etwas anderem träumen als von nordischen Prinzessinnen und siegreichen Schlangentödttern.“



**Waklergeschäfte.**

Graf Schwalow, der russische Unterhändler bei Fürst Bismark in Friedrichsruhe.

Was wäre die westindische Insel Guanahani ohne Columbus, der hier zuerst die neue Welt betrat! Wer würde Vargin kennen, wenn hier nicht der Reichskanzler sein Institutum hätte? So geht es auch mit Friedrichsruhe, der im grünen Buchenhain Lauenburgs gelegenen Festung des Fürsten Bismark. Sonst nur den Hamburgern bekannt, die ihre Sonntagsausflüge in diese schattigen Wälder machten, ist es jetzt von europäischer Berühmtheit, ein Mittelglied im Dreiflange: London-Friedrichsruhe-Petersburg. Der Für an der Newa und der Ven an der Themis haben zum grimmen Schlage Tapen und Franken erhoben. Da tritt der ehrliche Makler dazwischen, der im Dufte der Frühjahrswälder zu Friedrichsruhe doch immer noch am tausenden Weistuhl der Zeit arbeitet, so schonungsbedürftig er auch sein mag. Der Berg muß wohl zu Mohamed kommen, wenn Mohamed nicht zum Berge geht, und so reist Graf Schwalow, der Friedensbote zwischen London und Petersburg, über Friedrichsruhe und hört den Rathschlag des weisensten unter den europäischen Diplomaten.

„Sehen Sie, lieber Schwalow,“ so ungefähr lauteten seine Worte — dabei zählte er an den Fingern die einzelnen Eventualitäten für und wider ab — „die Sache ist nämlich die —“ Wenn wir nun so gewissenlos wären, wie jener englische Reporter, der am Tage nach der Schlacht bei Sedan die ganze Unterredung zwischen Kaiser Wilhelm und dem gefangenen Napoleon der „Times“ haarklein telegraphirte, so würden wir jetzt auch das Gespräch zwischen Bismark und Schwalow mittheilen. Doch wir sind ehrlich und sagen nur das Bekannte. Der Makler hat das Geschäft zu Stande gebracht, und der Congreß wurde dadurch angebahnt. General Schwalows liebenswürdige, sympathische Persönlichkeit trug das übrige dazu bei; denn seit dem Oktober 1874 lebt er als Gesandter Rußlands in London, und er hat es durch sein mildes und doch festes Auftreten verstanden, zu bewirken, daß in der Zeit der größten politischen Erregung zwischen beiden feindlichen Staaten die letzte Katastrophe vermieden wurde.

Und wird es mir gelegentlich des romantischen Apparates zu viel, so vlesge ich mich, nach der Lehre vom Gegenlag, mit einer Art Passion auf Rococobinge zu werfen und vor Fuder und Reifrock nicht zu erschrecken. Aber etwas klassisches nie, weder nach Form noch Inhalt."

Lewin lächelte und wies auf das zwischen ihnen liegende Buch. „Ich komme darauf," fuhr Hansen-Grell fort, „das ist es ja eben, was mich von einem Widerspruche sprechen ließ. Ich werde nie klassisch empfinden, nie auch nur den Versuch machen, einen Hexameter oder gar eine alcaische Strophe aufzubauen, und doch, wo immer ich mit dieser Welt des Klassischen in Berührung komme, fühle ich mich in ihrem Banne und sehe, so lange dieser Zauber anhält, auf alles Volksliedhafte wie auf bloße Wankelgängerei herab. Ich habe dann plötzlich aller naiven Dichtung gegenüber ein Gefühl, als ob ich häßliche Dorfmadchen auf einem Hofball erscheinen sähe; sie bleiben häßlich, aber die Buntheit und die Willkürlichkeit ihres Aufputzes läßt selbst ihren wirklichen Reiz als untergeordnet erscheinen."

„Ich kann Ihnen darin nicht zustimmen," erwiderte Lewin. „Sie sprechen schon selbst das Wort aus, auf das es mir anzukommen scheint, „so lange der Zauber anhält". Da liegt es. Auch in der Kunst gilt das „toujours perdrix" und jedes Zuviel weckt das Verlangen nach einem Gegentheil."

„Möglich, daß Sie es mit dem toujours perdrix getroffen haben," sagte Hansen-Grell, „aber nach meiner eigenen persönlichen Erfahrung muß ich es doch in etwas anderem suchen. Vielleicht haben Sie Ähnliches beobachtet. Unsere dichterische Produktion, und das ist der Punkt, auf den ich Gewicht lege, entspricht unserer Natur, aber nicht nothwendig unserem Geschmack. Dieser kann sich über jene erheben. Wollen wir einen Eintrag herstellen, soll unser Geschmack, der unsere Lektüre bestimmt, auch unsere Produktion bestimmen, so läßt uns die Natur, die andere Wege ging, im Stich und wir scheitern. Wir haben dann unseren Willen gehabt, aber das Geborene ist todt."

Lewin wollte antworten, aber Hansen-Grell fuhr in Entwicklung seines Gedankens mit Lebhaftigkeit weiter: „Im übrigen, was unseren schwäbischen Hyperion angeht," und dabei schlug er mit dem Finger auf das vor ihm liegende Bändchen, „so löst sich der Widerspruch, den ich Ihnen anfänglich zugestand, auf vielleicht viel einfachere Weise. Hölberlin, aller Klassizität seiner Form unerschrocken, ist Romantiker von Grund aus. Darf ich Ihnen meine Lieblingsstrophen vorlesen?"

„Ich bitte darum."

Es dunkelte schon. Da Hansen-Grell indeß die Strophen so gut wie auswendig wußte, so genügte jede Beleuchtung, und er las:

Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,  
Und einen Herbst zu reifen Gesänge mir,  
Daß williger mein Herz, vom süßen  
Spiele gefäßigt, dann mir sterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht  
Nicht ward, sie ruht auch drinnen im Ortus nicht;  
Doch ist mir einst das Heil'ge, das am  
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!  
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel  
Mich nicht hinabgeleitet; Einmal  
Leb' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Er legte das Buch aus der Hand und fuhr ohne Pause fort: „Das sind alcaische Strophen, klassisch in Bau und Form, und doch klingt es in ihnen romantisch trotz Ortus und aller Schatten- und Götterwelt der Klassizität." Nun erst sah er auf Lewin.

Dieser schwieg noch immer. Aber sein Schweigen sagte mehr als die enthusiastischsten Worte gekonnt hätten. Endlich sprach er vor sich hin: „Wie schön, und wie ist die Stimmung getroffen!"

„Da sprechen Sie es aus," nahm Grell noch einmal das Wort. „Die Stimmung ist getroffen; und darauf kommt es an. Es ist jetzt Mode, von Stimmung zu sprechen und das Zustimmungskommen als eine Hauptsache zu bezeichnen. Aber nur mit halbem Recht. Das Zustimmungskommen bedeutet noch nicht viel. Erst der, der die ihm gekommene Stimmung:

das rathselvoll Unbestimmte, das wie Wolken ziehende scharf und genau festzuhalten und diesem Festgehaltenen doch zugleich auch wieder seinen zauberischen, im Hellundtief sich bewegenden Schwanzzustand zu lassen weiß, erst der ist der Meister."

Lewin nickte, aber zerstreut. Er hatte offenbar nur mit halbem Ohre hingehört und wiederholte jetzt die Worte: „Einmal lebt' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht."

„Ja, das ist's," sagte Hansen-Grell, und sein unshönes Gesicht mit dem Strohhaar und den gerötheten Lidern verklärte sich von innen heraus zu wirklicher Schönheit. „Ob Lied oder Liebe, ob Freiheit oder Vaterland, einmal leben wie Götter und dann — sterben. Sterben bald, ehe das große Gefühl der Erinnerung verblaßt."

Sie sprachen noch eine Weile, beide sich in dieselben Vorstellungen vertiefend; dann sagte Lewin: „Lassen Sie uns gehen, Grell, draußen hängt noch das Abendroth, es plaudert sich besser im Freien."

Und damit verließen sie das Haus und gingen über den Opernplatz auf den Lustgarten und die Schloßfreiheit zu.

Hinter der Sophienkirche ging eben die Mondsichel auf.

#### XLII. Fort!

Um die sechste Stunde war Lewin wieder in seiner Wohnung. Es fehlte heute das Abendroth, das sonst wohl um diese Stunde drüber über den Dächern hing, und so kam es, daß in seinem Zimmer bereits ein völliges Dunkel herrschte. Er klopfte bei Frau Hulens; sie war nicht zu Hause. Ebenso leuchtete die grüne Schirmlampe und war nicht zu finden.

„Was nur der Alten ist? Unordnung." Er war einen Augenblick verdrießlich, lachte dann aber und setzte hinzu: „Freilich die erste in anderthalb Jahren."

Er tappte bis in die Küche, und hier in der Erdsche schürend, bis die Glut zu Tage kam, zündete er erst einen Span und dann seinen Wachsstock an. Und nun vorsichtig, um die Mühe nicht noch einmal zu haben, ging er in sein Zimmer zurück. Er sah jetzt erst, daß ein Brief auf dem Tische lag, die Aufschrift sehr flüchtig, allem Anschein nach von Tubals Hand. Was am meisten auffiel, war das unverhältnismäßig große Siegel. Es war ersichtlich, daß der Inhalt gegen unbefugte Neugier hatte sicher gestellt werden sollen. Wenn Frau Hulens einen schwachen Punkt hatte, so lag er nach dieser Seite hin.

Lewin wußte davon. Er lächelte deshalb, als er das Siegel erbrach, und um es bequemer zu lesen, den auseinander gefalteten Bogen neben die kleine Wachsstockflamme hielt. Aber sein Lächeln währte nur einen Augenblick. Es waren nicht mehr als drei Zeilen.

„Komm heute Abend nicht; Kathinka ist fort. In einem Bettel, den wir auf ihrem Schreibtische fanden, hat sie Abschied von uns genommen. Alles andere erräthst Du. Dein Tubal." — Das Blatt entfiel seiner Hand, während er selber auf das Sopha zurück sank. Er war eine Minute lang wie betäubt. Dann richtete er sich auf und legte seinen Kopf erst in seine zusammengefalteten Hände, dann auf Tisch und Sophalehne; aber alles war ihm zu heiß. Er sprang auf und trat an das Fenster. Die sahle Mondsichel, eben aus dem Gewölk heraus, sah ihm ins Gesicht; ein paar Krähen drüber flogen auf; unten knarnten die Laternen. Die Kühle der Scheiben that ihm wohl, aber die Angst blieb und stieg ihm höher ans Herz. Ihn verlangte nach Luft; so nahm er eine Filzstappe vom Kiegel und schritt auf Flur und Treppe zu. Er war schon auf den ersten Stufen, als er, plötzlich durch kleine Sorglichkeiten bestimmt, wieder umkehrte, um die Zeilen zu zerreißen, die noch auf dem Tische lagen, und den noch brennenden Wachsstock anzulöschen. Nun erst verließ er das Haus.

Unten bog er in die Königsstraße ein; aber die Steinmassen bedrückten ihn, wie ihn das Zimmer bedrückt hatte, und er empfand deutlich, daß er aus der Stadt heraus müsse. So hielt er sich rechts und nahm dann über den Alexanderplatz hin seine Richtung auf das Frankfurter Thor zu.

Es war derselbe Weg, den er am Tage, wo das Dachsgelände in der Dalwitzer Forst sein sollte, gemacht hatte. Als er wieder in Nähe des Gasthauses zur „Neuen Welt" kam, das

damals in rechter Vormittagsstille dagelegen hatte, sah er, daß alle Fenster erleuchtet waren; Clarinetten spielten auf und junge Paare, denen es drinnen zu heiß geworden war, standen draußen unter den beschneiten Lindenbäumen. Was kümmert sie der Wind, der ging, oder der Schnee, der lag? der nächste Tanz brachte die Verführung wieder heraus.

Lewin hatte sich an einen der zwei Pfofen gelehnt, die mittelst eines darüber gelegten Querbalkens den ziemlich primitiven Eingang zur „Neuen Welt“ bildeten. Die Musik drinnen ging immer frischer. Er schlug den Takt mit dem rechten Fuße mit und fand den Tanz allerliebste. „Wer doch auch mit dabei wäre! Wer tanzen will, dem ist leicht gespielt, sagt das Sprichwort. Warum heißt es nicht: wem gespielt wird, der tanze!“

In diesem Augenblick legte sich von hinten her ein Arm um seine Hüfte, und ein junges Ding, das sich am Hedenzaune hin, ohne daß er es merkte, herangeschlichen haben mußte, sagte vertraulich:

„Komm, sie stimmen schon. Es gibt doch einen Schottischen. Du kommst mich und Mädchen nach Hause bringen.“ War es eine Verwechslung? Gleichviel, es klang mehr schelmisch-übermütig als zudringlich, und Lewin, der dies fühlte, wandte sich um und ergriff ihre Hand. Das Mädchen aber, das jetzt erst seiner ansichtig wurde, erschrak, als sie in sein verführtes Gesicht sah, und lief quer über den Vorgarten in den Saal zurück. Drinnen mußte sie von der Begegnung erzählt haben, denn zwei, drei Köpfe erschienen gleich darauf am Fenster und blickten neugierig nach dem Fremden hinaus.

Freilich nicht auf lange, denn der Schottische begann nun wirklich, und Lewin, indem er weiter ging, versuchte sich die Takte für seinen Marsch zurecht zu legen. Es gelang auch eine Weile; aber der Tanzrhythmus war doch härter als alles andere, und aus seinem gezwungenen Marschtempo immer wieder herausfallend, marschierte er in einem wunderlichen Wechsel von Tanz und Schritt die gradlinige Pappelchauffee hinunter.

„So hintanzeln,“ sagte er, „das heißt Leben. Nur nichts schwer nehmen. Ich habe das Beste veräußert. Und am Ende auch heute wieder. Sie war hübsch und nicht zimperlich. „Du kommst mich und Mädchen nach Hause bringen... sei nicht thöricht, Lewin.“ Nein, nein, das sagte sie nicht; das war schon früher.“

Er war jetzt über Friedrichsfelde hinaus; nur wenn er sich wandte, sah er noch die Lichter des Dorfes. Am Himmel kein Stern; über die Mondesichel hin zogen die Wolken, immer dichter, immer rascher. Aber rascher noch gingen die Bilder über seine Seele.

Er passierte dann das Dorf Dalwitz. Der mit alten Rüstern besetzte Fahrweg lag im Dunkeln, und die Fensterläden der meist einzeln stehenden Häuser waren geschlossen; aber aus den herzförmigen Oeffnungen fiel ein Lichtschein auf die Straße.

„Brennende Herzen,“ sagte er, „morgen früh sind sie wieder an die Wand geklappt und so schwarz wie vorher. Es ist auch lange genug, vier Stunden zu brennen. Hier wohnt der Pastor; der brennt sechs.“

Hundert Schritte hinter dem Pastorhause schloß das Dorf, und Lewin trat ins Freie. Ihn fröstelte. War es die Nachtluft, oder war es das Fieber? Er schlug den Kopftragen in die Höhe und die Mägenklappen nach unten; aber das Frösteln blieb.

„Wohin geh' ich nur? Ich weiß es nicht. Oder ob ich umkehre? Nein. Ich kann nicht wieder in die Häusermasse hinein; sie nimmt mir den Athem, sie bringt mich um. Also weiter. Ich werde wohl irgendwo hinkommen.“

So schritt er abermals vorwärts; eine Viertelmeile, eine halbe. Nach rechts hin, an einer Biegung der Chauffee, stand der Schattenriß eines Kirchturms.

„Ich bin müde, und ich glaube fast, ich habe Hunger.“

Er setzte sich auf einen neben der Straße zusammengeführten Steinhaufen und sah dem dünnen Laube zu, das über den glattgefahrenen Schnee hin an ihm vorüberlief. Denn der Wind, der seit Stunden schon dichte Wollenmassen vorausgeschickt hatte, kam jetzt selber und segte zwischen den Pappeln hin. Es war ein Südwest, feucht und voll kleiner Regentropfen, aber einzelne dieser Tropfen gefroren wieder und schlugen ihm wie Nadeln ins Gesicht. „Thauwind,“ sagte Lewin,

„und mich friert... „Der Thauwind kam vom Mittagsmeer“, ich glaube, so fängt es an; aber das andere habe ich vergessen. Ich finde nur noch die Figuren heraus, den Grafen und den braven Mann. Wer ich wohl sein mag? Der Graf? Nein. Aber der brave Mann; ja, der bin ich, das ist mein Fach.“

Er blickte die Chauffee hinauf, hinunter und sagte dann: „Es sieht aus wie die Pappelallee, die durch das Bruch führt, und der Schatten, der dort unten steht, könnte die Guter Kirche sein... das sind nun vier Wochen und mir ist, als wäre es ein Jahr.“ Er stützte die Stirn in seine Hand und träumte, und in seinem Traume klang es immer vernehmlicher wie leises ferne Glockenläuten. Er horchte darnach hin, voll wachsender Sehnsucht, und endlich war es ihm, als fühle er das Labial einer Thräne und als käme es wie Befreiung über sein schwer bedrücktes Herz.

Aber es sollte nicht sein; es war anders beschlossen. Das Läuten, das er nur traumhaft gehört zu haben glaubte, kam wirklich näher, und ehe er sich noch zurecht gefunden hatte, sah er von der Dalwitzer Seite her ein Fuhrwerk zwischen den Pappeln herankommen. Sonderbar, es war kein Schlitten wie das Geläut hätte vermuthen lassen sollen, sondern ein leichter offener Wagen, dessen zwei kleinen Schimmeln, sei es aus Laune oder übertriebener Vorsicht, ein Schellengurt angelegt worden war. Jetzt war der Wagen heran; die Pferde schauten und bogen nach rechts hin aus. Auf dem Vorderfuß saß ein junges Paar, er mit verchränkten Armen in einen Mantel gewickelt, sie groß und schlank in einem enganschließenden Rod und einer mit Pelz besetzten Mütze. Die Form ließ sich nicht erkennen, aber sie führte die Zügel und erschrak heftig, als sie des am Wege Sitzenden ansichtig wurde. Erst an der nächsten Pappel wandte sie sich noch einmal um und sprach dann lebhaft zu ihrem Begleiter.

Lewin sah das alles, und ohne zu wissen, was er that, sprang er auf und suchte dem ihm rasch entschwindenden Fuhrwerk zu folgen. Er wollte rufen, schreien, aber er brachte keinen Ton hervor. Und so lief er, bis ihm die letzten Kräfte versagten und er lautlos inmitten des Weges niederstürzte.

Eine Stunde später hielt ein Schlitten vor dem Bohlsdorfer Krug; es schlug eben vom Thurm. Der Knecht, der von seinem Häufelbad gestiegen war, um die Pferde abzusträngen, zählte die Schläge und brummte verdrießlich vor sich hin: „Al elwen; für Mitternachts koam id nich to Huns; anwerf id kunn em dah nich liggen laten.“ Damit ging er auf den Hedenzaun zu, neben dem ein paar verschneite Krippen standen, während von der Hof- und Gartenseite her die Blut eines hochaufgemauerten Backofens, in dem das Reifholz eben niedergebrannt war, über den Zaun weg auf die Straße sah. Der Knecht starrte hinein, freute sich des warmen Hauchs und schleifte dann eine der Krippen, aus der er den Schnee durch bloßes Umstülpen entfernt hatte, bis vor sein Gespann und öffnete den Hedselbad. Die Pferde, denen es zu lange dauern mochte, fuhren mit ihren Mäulern suchend und schnopernd durch den leeren Trog. Er gab ihnen einen Schlag, „kunn jih nich töwen,“ flappste dann, als er ihnen endlich ihr Futter eingeschüttet hatte, unter dem Vorbau weg in die Krugstube, wo auf zwei großen Brettern die zum Einschieben in den Ofen eben fertig gewordenen Brote lagen. „Nabend Krügersch.“

„Nabend Damerow. Noch so spät bi Beeg?“

„Ja, man möt ja wull. De olt Schlackerwetter geiht ei' m bis up de Knafen.“

„Da deit et. Wat wullens, Kirsch o'er Kümme?“

„Gebens an Kirsch. Awer töwens noch en beten. Id hebb de een upp'n Schlitten. He lag as för dood bi de Chauffeesteen. Upp'n Hoar, un id hebb' em überfoahren.“

„Kennens em nich.“

„Ne. He süht ut as en Stadtmisch, as en Berlinscher. Kommens man mit 'rut.“

Die Krügersfrau, die noch beim Abtrodnen war, nahm eine kleine Laterne vom Bret, steckte den Lichtstumpf an, hatte wieder ein und folgte dem Knecht auf die Straße. So traten sie an die Rückseite des Schlittens, der nur zwei Vorwände

hatte, nach hinten zu aber offen war. Der Knecht schob ein Strohbindel, das als Decke gebient haben mochte, zurück und die Krügerfrau leuchtete nun in den Schlitten hinein. Aber die Laterne fiel ihr aus der Hand und sie that einen Schrei. Dann lief sie wieder in das Haus, rüttelte den Mann, der in

dem Alkoven nebenan eingeschlafen war, und rief: Stoich up, Dreww. Kumm, mach slink. Id gloob, he is all dood.  
„Wahr, wahr?“ fragte der Krüger, aus dem Schlaf aufspringend. Aber die Frau war schon wieder an der Thür. „Jott, Jott, wahr soll er sein?“ . . . De jungste Herr von Hohen-Bieh.“  
(Fortsetzung folgt.)

### Am Familientische.

#### Ein erstes Trinitatisfest.

Es war an einem Sonnabend im Naimonat des Jahres 336 nach Chr. G. Ueber der mächtigen und prächtigen Hauptstadt des Morgenlandes, Alexandria, dem „Paris der alten Welt“, liegt der durchsichtige Schleier der Nacht. Dem geschäftigen Alltagsstreben aber hat sie, wenigstens an den beiden Hafensässen, Eunostos und Kibotos, noch kein Ende gemacht. Dort laufen stündlich Schiffe aus und ein, die an dem langen, 7 Stadien messenden, daher Heptastadium genannten Hafendamm, welcher jene beiden Bassins trennt, entladen oder befrachtet werden. Für einen Augenblick in dessen Stodt die Thätigkeit der hiermit Beschäftigten. Es ist eine laiserliche Trireme, von Konstantinopel kommend, signalisirt. Die ganze Schar der um diese Zeit am Hafen befindlichen, darunter zumeist Matrosen und Schiffer mit der rothen phrygischen Mütze auf dem Haupte, in dessen auch einige reichere Gelleidete dazwischen, hat sich auf der äußersten Spitze dieses Hafendammes zumammengedrängt, wo der berühmte, auf seiner Höhe mit prächtigen Warmogalerien umgebene Pharos sein helles Leuchtfener über die dunkle, etwas aufgeregte Meeresflut verendet. Auf eine Viertelmeile etwa erkennt man deutlich die große Segel eines stattlichen Schiffes, das schnell herankommt. Es scheint von den Matrosen und Schiffen schon erwartet zu sein. Als es in Sicht kommt, stimmen sie Lieder an, die einst der in Konstantinopel im Jahre 336 verstorbene Presbyter Arius gedichtet hat, um so seine Lehren besser unter das Volk zu bringen. Seitdem ertönen sie als Schlachtgesänge der Arianer, wenn etwas gegen die „Orthodoxen“, namentlich gegen die Anhänger des Athanasius, im Schilde geführt wird. Jene Trireme, welche die Arianer mit solchem Jubel begrüßen, bringt nun, wie man in diesen Kreisen es weiß, die Abgesandten des Konstantius, des seinem Vater Konstantin so wenig gleich, vielmehr streng arianisch gesinnten Kaisers, die den gemeinsamen Befehl haben, den Todfeind der Arianer, den uermüßlich für ihre Vernichtung wirkenden Bischof Athanasius aus seiner Gemeinde zu reißen, und todt oder lebend nach Konstantinopel zu führen. Hatte doch der Kaiser davon Kunde erhalten, daß er wieder auf einen Hauptschlag gegen die Arianer sinne, und eine Hauptdemonstration gegen sie beabsichtige, indem er ein sehr umfangreiches Symbolum ansgearbeitet habe und veröffentlichen wolle. Das durfte auf seinen Fall geschehen. Als das Schiff durch den beide Hafensässen verbindenden, überbrückten Durchstich des Heptastadion fährt, entseht Stillschweigen. Natürlich! Man darf ja doch nicht durch zu viel freudigen Lärm die Anhänger des orthodoxen Glaubens aufmerksam machen. Stillschweigend tritt die Bemannung des Schiffes, darunter Soldaten in goldig durch die Nachtdämmerung schimmernden Panzern, ans Land. Stumm wie Schatten marschiren diese Krüger nach der im Südwesten gelegenen Gräberstadt, der Necropolis, zwischen dem Meere und dem See Marcotis, ab, um sich dort in den Grabkammern und den Wädern der Kleopatra bis zum Anbruch des Morgens versteckt zu halten, denn in Alexandria selbst hätten sie sich nicht zeigen dürfen. Man würde sofort ihren Zweck erkannt haben und über sie hergefallen sein, die sich zu einer solchen Exekution hergaben. Wo aber ist das Bild, die sich zu einer solchen Exekution hergaben. Wo aber ist das Bild, die sich zu einer solchen Exekution hergaben. Wo aber ist das Bild, die sich zu einer solchen Exekution hergaben.

nen an Stelle des apostolischen Glaubensbekenntnisses in die Liturgie eingeschoben und seiner Gemeinde vortellen will. Es soll den Grund einer gottesdienstlichen Feiter bilden, die sich so zu einem Feste der heiligen Dreieinigkeit gestalten mußte. Neben dem Manuskripte liegt eine Laute und ein mit Noten bedecktes Pergament. Es enthält, von Athanasius selbst gesetzt, eine in die Liturgie als Responsorium einzulegende Frage über den Gesang der Seraphim Jes. 6, 3. Athanasius selbst schreitet, nachdem er still für sich noch einmal die Melodie dieses Responsoriums geungen, in dem kleinen Zimmer an und ab. Seine Predigt über 1 Joh. 5, 1-9 memorisirend, aus welcher Textstelle er aber S. 8, als eingeschoben von Menschenhand, fort- und unbedachtigt gelassen hat. Er sollte diese Trinitätspredigt nicht halten.

Der Morgen des Sonntags nach Pfingsten, der nach des Bischofs Idee nicht mehr ein gewöhnlicher Sonntag bleiben sollte, bricht an. Schon frühzeitig ist die Metropolitankirche zum Erwidern gefüllt. Des Athanasius Gemeinde weiß, um was es sich heute handelt. Eine neue und zwar sehr entscheidende Demonstration soll gegen die arianische Lehre, trotzdem daß ihr der Kaiser angehört, ins Werk gesetzt werden. Ob das so ruhig werde geschehen können? Man ist an laiserliche Gewalt Eingriffe gewöhnt, aber auch stets bereit, ihnen entgegenzutreten.

Ebenfalls, wenn auch nicht in gleicher Zahl, gefüllt ist zwar nicht das Schiff, wohl aber der von Säulen nach ägyptisch-heidnischer Ordnung eingeschlossene Vorhof der neuen Katakombenkirche, an welcher einst Arius lehrte. Seine Anhänger zeigen ebenfalls die größte Lust, loszuschlagen, wenn es sein muß. Fürs erste aber halten sie sich noch zurück, weil sie in der Minderzahl sind. Schon aber verknüpft ein von dem größten ostwärts gelegenen Stadttheil, dem Porphyrion, wie Hiengejumm durch die Morgenluft herüber schwirrendes Getöse, daß sich dort auch die Bevölkerung der niederen Volksklassen zu ihrem Bestande bereits regt. Einer jener Kirchtürme, wie sie Alexandria schon oft sah und später noch öfter erleben sollte, und wie sie auf diesem Nilboden unter der heißen afrikanischen Sonne fast natürlich sind, droht auszubrechen. Nach aber herricht jene schwüle Stille, wie sie heftigen Stürmen voranzugehen pflegt. Feierlich ertönt nur, von der Frühluft nach den im Sonnengolde herüberleuchtenden Pyramiden hingeweht, der Palmengesang der Gemeinde des Athanasius.

Da, im Morgenrothlichte goldig blitzend wie die Schuppen einer jener riesigen Schlangen, die im See Marcotis haufen, ringelt es sich von den Mern desselben langsam heran. Es sind die Harnische der gestern Nacht erst von Konstantinopel herübergekommenen, aus heidnischen Soldnern bestehenden römischen Cohorte. Schweigend umzingeln sie die Pfarrkirche, zu deren Thüren nun die Arianer, ihren Gottesdienst ganz vergessend, mit wüßten Lärmen hereinströmen. Haben sie doch nun an den Soldaten Unterstützung. An dem zur Ehre des dreieinigen Gottes diesmal mit nur dreien aber mächtig großen Hochaltären geschmückten Hochaltare steht in ruhiger fester Haltung, um den entstehenden Tumult gänzlich unbekümmert, Athanasius. Eben hat er sein großes Glaubensbekenntnis vorgelesen, und gelassen, als ob gar nichts geschähe, intonirt er mit kräftiger Stimme das Trisagion (Dreimal Heilig). Die frommen Klänge erschallen, aber nicht so mächtig wie sonst, in seiner Nähe. Da wird er aufmerksam, sieht das Getümmel im Hintergrunde und hört den Lärmen. Schon dringen auch die Soldaten, wenngleich noch schüchtern, in die Kirche. Mit ihnen zugleich aber auch eine lange hagere Greisengestalt in härenem Gewande, mit einem Stride festgezurrt. Es ist der von der ganzen damaligen Welt verehrt, weit und breit berühmte Einsiedler aus der nitrischen Bergeshöhle, Antonius, der schon einmal, im J. 325, nach Alexandria gekommen war, um gegen die Arianer zu wirken. Jetzt erscheint er wieder wie eine überirdische Erscheinung oder vielmehr wie ein bleiches hohlhängiges, dem Grabe entstiegenes Geipent. Sollte er doch auch bald darauf, 105 Jahre alt, in das Grab steigen. Vor ihm aber schweigt und neigt sich alles in der Kirche. Ungehindert schreitet er auf den Hochaltar zu, ergreift den Athanasius bei der Hand, und beide verschwinden durch eine Seitenpforte der Kirche. Athanasius ist gerettet, und für mehrere Jahre einmal wieder in Sicherheit bei den Mönchen der nitrischen Einöden.

A. Uhlmann.

**Inhalt:** Un capriccio. Novelle aus der italienischen Gesellschaft. Von R. Lion. — Gustav SäS. Mit Portrait und Zeichnung von G. SäS. — Aus den Erinnerungen eines Juristen. Von Arnold Friedrich. — Mein deutsches Volk, o denke dran! Gedicht von Fedor v. Köppen. — Lebensläufe eines deutschen Schriftstellers in auf- und absteigender Linie. Von Th. G. P. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Fontane. — Maffergeschäfte. Mit Illustr.: Bismarck und Schuwalow. Von Koch. — Ein erstes Trinitatisfest. Von A. Uhlmann.

### Dur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer des „Daheim“ schließt das dritte Quartal des XIV. Jahrganges. Wir bitten im Interesse der geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal rechtzeitig an uns ergeben zu lassen, damit keine Unterbrechung entsteht. **Daheim-Expedition.**  
Herausgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag des Daheim-Expedition (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig).

Dreizehn Jahre vorher!

„Künftige Ereignisse werfen ihren Schatten voraus.“  
Campbell.



„Ueberjegelt!“ Zeichnung von Graf Monts, Kapitän zur See und Kommandeur der untergegangenen Panzerfregatte „Großer Kurfürst“, vom Juni 1865, enthalten in No. 39 des I. Jahrgangs des Daheim, S. 577.

Im Juni 1865 brachte unser Blatt den vorstehenden Holzschnitt, der nach einer Skizze des Grafen Monts gezeichnet war. Der begleitende Text, der von dem damaligen Korvettenkapitän, jetzigen Admiral Werner herrührte, schildert unter anderem in lebhaften Farben die Abneigung des Seemanns gegen das Segeln am Freitag. „Der Freitag allein, denkt der alte Bootsmannsmaat, trägt die Schuld (daran nämlich, daß das Schiff schlecht segelt). Welcher vernünftige Seemann segelt aber auch an einem Freitag? Der ist ja fast ebenso schlumm wie ein Montag, und der alte Bootsmannsmaat weiß tausende von Beispielen, daß dieser den Schiffen nur Unglück gebracht.“

An dem verhängnißvollen Freitage hat der tüdische Anhold, der Klabaubermann, die Nacht an Bord der in See gehenden Fahrzeuge zu kommen, und wo der sich einmal eingenistet hat, da — lebwohl unter Wind und glückliche Meisel, Regen, Windstößen und schlechtes Wetter sind seine festen Begleiter. Wer am 29. Februar in der Mitternachtsstunde eines neuen Jahrhunderts geboren ist, dem ist es vergönnt, den Kobold von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Wenn ein Unglück passiert oder ein Sturm im Anzuge ist, lauert er auf der Mittelwache von 12—1 Uhr unter dem Bugspriet. Ein gräßlicher Fißkopf sieht ihm zwischen den spitzen Schultern, mit blutigem Nachen und langen gelben Zähnen, die er grinsend fließt. Langes, struppiges Haar sträubt sich um seinen Kopf, und die feurigen Augen drehen sich wie glühende Kohlen.

Es ist wieder Freitag geworden; der Bootsmannsmaat (der zu den Bevorzugten gehört) hat in der vorigen Nacht den Klabaubermann gesehen und dieser hat ihm unheimlich zugemist. Das bedeutet nichts Gutes, und der alte Unteroffizier geht düster schweigend bei der Fallreep auf und ab.“

Der Alte hat mit Recht Unheil geahnt. Ueber Nacht überjegelt der „Seefer“, so heißt die Fregatte, ein Schiff.

„Feuer voraus!“ schallt es plötzlich aus hundert Röhren zugleich. „Salt ab, halt ab, es ist ein Schiff!“ im Ton der höchsten Angst hervorgestoßen, folgt unmittelbar dem Rufe.

„Auf mit dem Ruder, hart auf! Um Gotteswillen!“ befehlt der Kapitän und springt selbst zum Steuerrade, um es schneller drehen zu helfen.

Bergebens! Es ist zu spät. Ein fürchtbares Krachen erfolgt; der „Seefer“ erzittert in den innersten Fugen und scheint einen Augenblick an dem Orte gebannt durch Schreden vor einem entsetzlichen Unlück.

Ein Schrei des Todes und der Verweissung ringt sich aus dem Wasser und verhallt ersterbend im Rauschen des Windes und der Wogen. Dann ist ist alles wieder still.

„Ja! Ja! Ich wußte es wol“, sagte der alte Bootsmannsmaat zu seinen Kameraden, „der Klabaubermann wollte sein Opfer haben. Freitagsegeln bringt nimmer etwas Gutes.“

Welch ein seltsames Zusammentreffen, daß diese Zeichnung vom Grafen Monts entworfen wurde, und daß der Zusammenstoß des „Kaiser Wilhelm“ mit dem „Großen Kurfürsten“ an einem Freitag erfolgte! Das eigentlich Anstößige, das, was den Klabaubermann rettungslos herbeizieht, scheint ja allerdings das Insegehen an einem Freitag zu sein, aber daraus sieht man schon, daß auch dieser an und für sich bei den Blausäcken übel angeschrieben ist. Jedenfalls wird der Freitag, der auf den 31. Mai 1878 fiel, ihnen immer zu den Tagen gehören, deren sie nicht ohne Schreden gedenken, und nicht nur ihnen.

